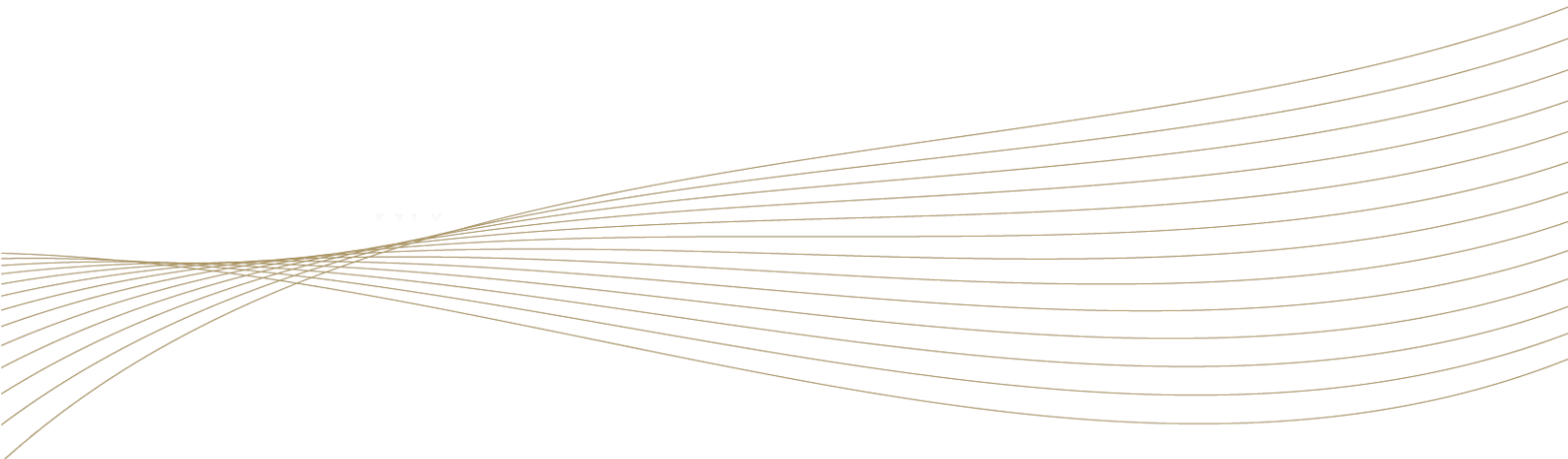


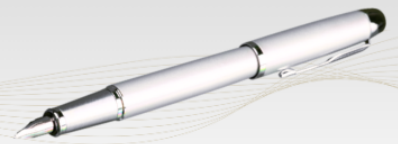


ACADEMIA
SUPERIOR

QUARTERLY

Ausgabe 2/2026





Sehr geehrte Zukunftsinteressierte!

Fortschritt zeigt sich nicht nur in neuen Angeboten, Technologien oder Investitionen. Entscheidend ist, ob diese Entwicklungen im Alltag der Menschen ankommen und ihre Chancen tatsächlich verbessern. Dieser Gedanke verbindet die Beiträge der neuen Ausgabe des ACADEMIA SUPERIOR Quarterly.

Besonders deutlich wird das in der Bildung. Mehr Schulplätze und höhere Abschlussquoten sind wichtige Erfolge. Bildungsgerechtigkeit entsteht jedoch erst dann, wenn Kinder und Jugendliche unabhängig von ihrer Herkunft lernen, sich entwickeln und ihre Potenziale entfalten können. Ebenso wichtig ist, wie sie Schule erleben. Gute Rahmenbedingungen müssen deshalb mit Fairness, Beziehungen und Beteiligung verbunden sein.

Auch Gesundheit ist eine langfristige Gestaltungsaufgabe. Regelmäßige Bewegung, Lebenszufriedenheit und persönliche Orientierung können dazu beitragen, körperliche und psychische Widerstandsfähigkeit zu stärken. Prävention beginnt damit nicht erst im Gesundheitssystem, sondern in unseren Schulen, Gemeinden, Betrieben und Lebenswelten.

Ähnliches gilt für Innovation und Künstliche Intelligenz. Neue Technologien können Produktivität erhöhen und bessere Entscheidungen ermöglichen. Ihr Nutzen hängt jedoch davon ab, ob Menschen die erforderlichen Fähigkeiten entwickeln, die Unternehmen Ideen in Anwendungen übersetzen und Talente gezielt gefördert werden.

Für Oberösterreich bedeutet das: Zukunftsfähigkeit entsteht dort, wo Bildung, Gesundheit, Innovation und Nachhaltigkeit zusammengedacht werden. ACADEMIA SUPERIOR schafft dafür einen Raum, in dem wissenschaftliche Erkenntnisse eingeordnet und mit den Fragen von Gesellschaft, Wirtschaft und Standortentwicklung verbunden werden.

Ich lade Sie ein, diese Ausgabe als Impuls zu nutzen, um Chancen früh zu erkennen und Zukunft verantwortungsvoll zu gestalten.

Landeshauptmann-Stellvertreterin
Mag.a Christine Haberland
Obfrau von ACADEMIA SUPERIOR

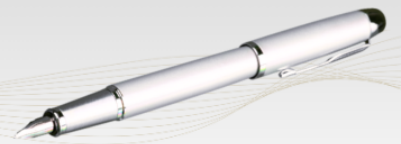


Foto: Bundeskanzleramt

Sehr geehrte Leserinnen und Leser,

Wissenschaft beginnt oft dort, wo scheinbar klare Befunde ihre Eindeutigkeit verlieren. Mehr Bildungsplätze bedeuten noch keine Chancengerechtigkeit. Hohe Wahlbeteiligung beweist noch keine politische Gleichstellung. Neue Ideen führen nicht automatisch zu Wachstum. Die Beiträge dieser Ausgabe zeigen, wie wichtig es ist, nicht nur Ergebnisse zu betrachten, sondern die Mechanismen dahinter zu verstehen.

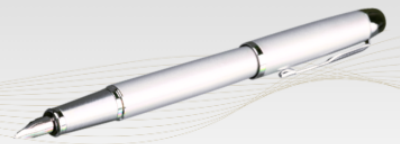
Besonders sichtbar wird das im Umgang mit Informationen. Wiederholte Aussagen wirken vertrauter und dadurch glaubwürdiger, unabhängig davon, ob sie wahr sind. Zugleich zeigen die Studien, dass frühe Genauigkeitsprüfung und klare Korrekturen diesen Effekt abschwächen können. Resiliente Öffentlichkeit entsteht daher nicht allein durch mehr Fakten, sondern auch durch bessere Bedingungen für ihren Umgang.

Ein ähnliches Muster zeigt sich in der Gesundheitsforschung. Bewegung wirkt nicht nur über ihren Umfang, sondern vor allem durch langfristige Regelmäßigkeit. Auch Lebenszufriedenheit und persönliche Zielorientierung stehen mit Gesundheit und Wohlbefinden in Verbindung. Prävention ist damit weniger ein einzelner Eingriff als ein Zusammenspiel biologischer, psychologischer und sozialer Faktoren.

Auch Künstliche Intelligenz und Innovation entfalten ihre Wirkung nicht automatisch. Produktivitätsgewinne hängen von Qualifikation, Organisation und Anwendung ab. Ideen bleiben wirtschaftlich begrenzt, wenn Wissen nicht verbreitet wird oder Talente ungenutzt bleiben. Fortschritt ist deshalb nicht nur eine Frage der Erfindung, sondern auch der Umsetzung.

Wissenschaft liefert keine einfachen Formeln. Sie macht Zusammenhänge sichtbar, prüft Gewissheiten und zeigt, unter welchen Bedingungen Entwicklungen tatsächlich wirksam werden. Genau darin liegt ihr Beitrag zur Gestaltung der Zukunft.

Univ.-Prof. Dr. Markus Hengstschläger
Wissenschaftlicher Leiter der Academia Superior



STIMMEN AUS DER WIRTSCHAFT



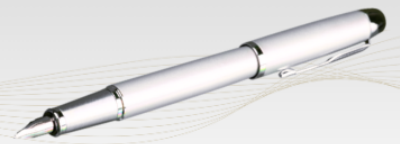
Ein breiter wissenschaftlicher Diskurs, der Erkenntnisse verschiedenster Disziplinen berücksichtigt, ist die Grundlage für faktenbasierte Entscheidungen – ob in der Politik oder in der Wirtschaft. Als Bank des Landes Oberösterreich legen wir großen Wert darauf, diesen Diskurs zu fördern.

Die aktuelle Ausgabe des Academia Superior Quarterly nähert sich aus unterschiedlichsten Blickwinkeln der Frage, wie sich wissenschaftliche Erkenntnisse konkret im täglichen Leben der Bevölkerung auswirken. Besonders aufschlussreich ist aus Sicht einer Bank wie der HYPO Oberösterreich eine Studie des britischen Institute of Economic Affairs, die sich mit dem landläufigen Verständnis von Wirtschaftswachstum auseinandersetzt. Sie zeigt auf, dass viele Menschen mit Wirtschaftskennzahlen wie Produktivität oder Investitionsfreudigkeit wenig verbinden, solange diese im Alltag nicht unmittelbar spürbar werden. Ein spannender Punkt, den es bei der Argumentation wirtschaftsstimulierender Maßnahmen zu beachten gilt.

Ich wünsche Ihnen eine spannende Lektüre.

Mag. Klaus Kumpfmüller
Vorstandsvorsitzender

**HYPO
OOE**



ÜBER DAS QUARTERLY

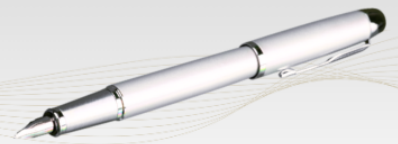
Das ACADEMIA SUPERIOR QUARTERLY bietet einen Blick über den Tellerrand auf interessante Beiträge, Studien, Essays und wissenschaftliche Publikationen, die im letzten Quartal von internationalen Journals, Organisationen sowie Think Tanks zu Zukunftsthemen veröffentlicht wurden.

Die Themengebiete sind dabei vielfältig und reichen von Bildung, über Gesellschaft und Gesundheit, bis hin zu Innovation, Nachhaltigkeit und Wirtschaft sowie Empfehlungen für Bücher, Podcasts und Videos. Dies schafft eine Übersicht zu den unterschiedlichen Diskussionen über aktuelle Herausforderungen und ermöglicht so einen interdisziplinären Blick auf die Welt von morgen.

Aus all diesen Quellen leitet ACADEMIA SUPERIOR Handlungsempfehlungen für die heimische Politik und Wirtschaft ab, die Chancen und Potenziale für die Gestaltung der Zukunft eröffnen.

INHALTSVERZEICHNIS

Bildung	6
Gesellschaft	10
Gesundheit	13
Innovation	17
Nachhaltigkeit	22
Wirtschaft	27
Bücher und Zeitschriften	31
Podcasts	33
Videos	35



Bildung

Schulklima: Jugendliche erleben Schule anders als Erwachsene.

Schulklima gilt als zentrale Voraussetzung für Lernen, Wohlbefinden und gelingende Schulentwicklung. Es beeinflusst nicht nur die Leistungen und die mentale Gesundheit von Schülerinnen und Schülern, sondern auch die Arbeitszufriedenheit und Bindung von Lehrkräften. Eine aktuelle Längsschnittstudie aus der Schweiz zeigt jedoch, dass Schulklima keineswegs von allen Beteiligten gleich wahrgenommen wird.

Die Studie begleitete über drei Jahre hinweg eine Primar- und Sekundarschule im Kanton Waadt, die pädagogische und konfliktlösende Disziplinarpraktiken ausbaute. Befragt wurden Schülerinnen und Schüler sowie schulische Fachkräfte in den Jahren 2022, 2023 und 2024. In die Längsschnittanalyse gingen 180 Schülerinnen und Schüler sowie 14 schulische Fachkräfte ein; erhoben wurden Schulklima, pädagogische Praktiken und Gewaltprobleme.

Die Ergebnisse zeigen ein differenziertes Bild. Bei den Schülerinnen und Schülern verschlechterte sich die Wahrnehmung des Schulklimas und der pädagogischen Praktiken über den Untersuchungszeitraum hinweg. Besonders deutlich war der Rückgang bei der Einschätzung von Fairness, Schüler-Lehrer-Beziehungen, pädagogischem Klima, Mitbestimmung, Unterstützung und Verhaltensmanagement. Zugleich berichteten die Jugendlichen häufiger von kleineren Gewaltproblemen, etwa verbalen Konflikten, Drohungen oder anderen alltäglichen Formen schulischer Störung. Schwere Gewaltprobleme blieben hingegen stabil.

Die schulischen Fachkräfte bewerteten Schulklima und pädagogische Praktiken dagegen über die drei Jahre hinweg weitgehend stabil und positiver. Diese Diskrepanz ist der zentrale Befund: Professionelle nehmen eher institutionelle Abläufe und pädagogische Bemühungen wahr, Schülerinnen und Schüler stärker ihre täglichen Erfahrungen mit Regeln, Beziehungen und Fairness.

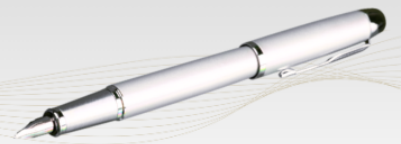
Bemerkenswert ist, dass sich das Sicherheitsgefühl der Schülerinnen und Schüler dennoch verbesserte. Schulklima ist somit kein einheitlicher Block: Fortschritte bei Aufsicht und Sicherheit können mit kritischeren Erfahrungen bei Mitbestimmung oder Beziehung einhergehen.

Für Schulentwicklung folgt daraus: Schulklima lässt sich nicht allein aus der Perspektive von Lehrkräften oder Schulleitung beurteilen. Gerade bei Reformen und Übergängen braucht es ein Monitoring, das die Erfahrungen von Schülerinnen und Schülern systematisch einbezieht.

Die Studie liefert keine einfache Diagnose. Sie zeigt aber, dass gute Schulentwicklung nicht nur bei Regeln und Konzepten beginnt, sondern bei der Frage, wie Schule von jenen erlebt wird, die täglich in ihr lernen.

Frontiers in Education (04/2026): [Divergent longitudinal trajectories in students' and professionals' perceptions of school climate, educational practices, and school violence problems.](#)





Bildungsgerechtigkeit: Warum mehr Schulplätze nicht reichen.

Bildung ist ein zentrales Versprechen der internationalen Entwicklungsagenda. Seit 1990 wurde dieses Ziel mehrfach erneuert: von universeller Grundbildung bis zum Abschluss der Sekundarstufe für alle. Der UNESCO Global Education Monitoring Report 2026 zeigt ein ambivalentes Bild: Noch nie waren so viele junge Menschen in Bildung, zugleich bleibt echte Bildungsgerechtigkeit weit entfernt.

Seit dem Jahr 2000 ist die Zahl der Schülerinnen und Schüler in der Primar- und Sekundarbildung weltweit um 327 Millionen gestiegen. Das entspricht einem Plus von 30 Prozent. Auch die Beteiligung an vorschulischer Bildung und postsekundärer Bildung hat deutlich zugenommen. Diese Entwicklung zeigt, dass globale Bildungsagenden Wirkung entfalten können. Sie schaffen Aufmerksamkeit, setzen Ziele und geben Staaten einen Rahmen, um Fortschritte messbar zu machen.

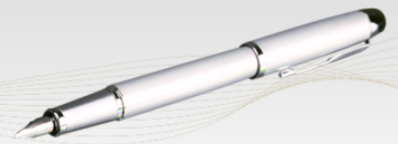
Zugang und Gerechtigkeit sind jedoch nicht dasselbe. Im Jahr 2024 waren weltweit 273 Millionen Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene nicht in Schule oder Ausbildung. Seit 2015 steigt diese Zahl wieder. Besonders betroffen sind arme Haushalte, ländliche Regionen, Konfliktgebiete sowie Kinder mit Behinderungen. In Konfliktländern dürfte die tatsächliche Zahl noch höher liegen.

Auch die Abschlussquoten zeigen Fortschritte und Lücken zugleich. Seit 2000 stieg die Quote in der Primarstufe von 77 auf 88 Prozent, in der unteren Sekundarstufe von 60 auf 78 Prozent und in der oberen Sekundarstufe von 37 auf 61 Prozent. Dennoch schließt mehr als ein Drittel der jungen Menschen die Sekundarstufe nicht ab. Eine Abschlussquote von 95 Prozent in der oberen Sekundarstufe wäre beim derzeitigen Tempo erst 2105 erreichbar.

Die finanzielle Dimension ist entscheidend. Staaten nutzen zunehmend Transfers an Regionen, Schulen und Familien, Schulessen, Stipendien oder Sachleistungen, um benachteiligte Gruppen zu unterstützen. Dennoch verfügen weniger als zehn Prozent der Länder über Finanzierungssysteme mit ausreichend starkem Fokus auf Bildungsgerechtigkeit.

Die UNESCO plädiert daher für kontextsensible Bildungsstrategien. Fortschritt entsteht dort, wo Staaten Daten ernst nehmen, nationale Ausgangslagen berücksichtigen und langfristig in faire Zugänge investieren. Entscheidend ist, ob Kinder die Schule besuchen, dort bleiben, lernen und Bildungswege erfolgreich abschließen.

Die zentrale Frage globaler Bildungspolitik lautet damit nicht mehr allein, wie viele Kinder eingeschult werden. Entscheidend ist, ob Bildungssysteme so gestaltet und finanziert sind, dass Kinder bleiben, lernen und Herkunftsnachteile tatsächlich überwinden können.



Bildungsgerechtigkeit weltweit

UNESCO Global Education Monitoring Report 2026

1. Fortschritt



+327 Mio.

mehr Schülerinnen und Schüler in Primar- und Sekundarbildung seit 2000



+45 %

mehr Teilnahme an vorschulischer Bildung



+161 %

mehr postsekundäre Bildung

2. Die Lücke bleibt



273 Mio.

Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene waren 2024 nicht in Bildung.



Seit 2015 steigt die Zahl wieder.



In Konfliktkontexten dürfte die tatsächliche Zahl noch höher liegen.

3. Bildungsabschlüsse

Primarstufe:		77 % → 88 %
Sekundarstufe I:		60 % → 78 %
Sekundarstufe II:		37 % → 61 %



Mehr als 1 von 3 Jugendlichen schließt die Sekundarstufe nicht ab.



Beim derzeitigen Tempo wäre eine 95%-Abschlussquote in der Sekundarstufe II erst 2105 erreichbar.

4. Finanzierung & Gerechtigkeit

< 10 % der Länder haben einen ausreichend starken Fokus auf Bildungsgerechtigkeit in ihren Finanzierungssystemen.



Transfers an Regionen



Schulessen



Stipendien



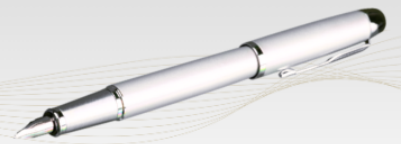
Direkte Unterstützung für Familien

5. Zentrale Erkenntnis



Mehr Schulplätze bedeuten noch keine Chancengerechtigkeit. Entscheidend ist, ob benachteiligte Kinder Zugang erhalten, in der Schule bleiben und Bildungswege erfolgreich abschließen.

Quelle: UNESCO (2026): Global Education Monitoring Report 2026: Access and equity – Countdown to 2030.



UNESCO (2026): [Global Education Monitoring Report 2026: Access and equity – Countdown to 2030.](#)



Bildungschancen: Vererbte Bildung erzeugt nicht immer Ungleichheit.

Bildungschancen werden häufig über soziale Herkunft erklärt. Eine niederländische Studie zeigt jedoch, dass Ähnlichkeit zwischen Eltern und Kindern nicht nur durch familiäre Ressourcen, sondern auch durch genetische Faktoren entsteht.

Die Untersuchung analysiert niederländische Registerdaten von Zwillingen und Geschwistern der Geburtsjahrgänge 1964 bis 1997. Sie zerlegt Unterschiede im Bildungsabschluss in genetische Einflüsse, geteilte Umweltfaktoren wie Familie oder sozioökonomischen Status sowie nicht geteilte Einflüsse wie individuelle Erfahrungen oder unterschiedliche Lehrkräfte.

Der zentrale Befund widerspricht einer verbreiteten Annahme. Die Studie findet keine Hinweise darauf, dass die Ungleichheit der Bildungschancen in den Niederlanden über die untersuchten Kohorten hinweg zugenommen hat. Im Gegenteil: Der genetische Einfluss auf den Bildungsabschluss nahm über die Zeit zu, während der Einfluss der geteilten Umwelt abnahm. Besonders deutlich war dieser Wandel bei den jüngeren Geburtsjahrgängen der 1990er Jahre.

Eine höhere Erblichkeit bedeutet in der Logik der Studie nicht, dass Bildung „angeboren“ oder politisch unbeeinflussbar wäre. Sie kann vielmehr darauf hindeuten, dass familiäre Ressourcen weniger stark darüber entscheiden, welche Bildungswege Kinder einschlagen und individuelle Fähigkeiten stärker zum Tragen kommen.

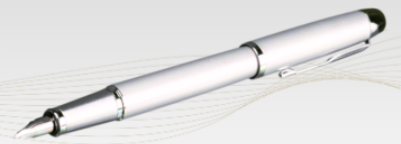
Bei älteren Kohorten von 1964 bis 1979 zeigte sich noch ein deutlicher Unterschied nach sozioökonomischem Status: In niedrigeren Herkunftsgruppen war der genetische Einfluss geringer, geteilte Umweltfaktoren wirkten stärker. Bei jüngeren Kohorten von 1980 bis 1997 verschwand dieser Unterschied weitgehend.

Die Autorinnen deuten dies vorsichtig als Hinweis auf sinkende Bildungsungleichheit. Migrantinnen und Migranten sowie ihre Kinder sind jedoch nicht erfasst; auch jüngere Entwicklungen nach dem Geburtsjahrgang 1997 bleiben unberücksichtigt.

Für die Bildungspolitik ergibt sich daraus eine differenzierte Lehre. Chancengleichheit entsteht nicht allein durch formale Offenheit, sondern durch stabile Rahmenbedingungen, die verhindern, dass soziale Herkunft zum begrenzenden Faktor wird. Gerade deshalb bleiben öffentliche Bildungsinvestitionen, faire Übergänge und Unterstützung für benachteiligte Gruppen zentral. Die Studie macht deutlich: Bildungsgerechtigkeit bedeutet nicht, Unterschiede vollständig aufzuheben, sondern sicherzustellen, dass Herkunft nicht darüber entscheidet, welches Potenzial sichtbar werden kann.

European Sociological Review (01/2026): [Trends in inequality of opportunity: changes in heritability of education over time in The Netherlands.](#)





Gesellschaft

Desinformation: Wie Korrekturen durch Nutzer wirken können.

Desinformation verbreitet sich in sozialen Medien schnell und kann demokratische Prozesse, Wirtschaft und Gesundheit belasten. Neben professionellem Fact-Checking rückt deshalb die soziale Korrektur in den Blick: Hinweise und Einordnungen, die Nutzerinnen und Nutzer direkt unter falschen oder irreführenden Beiträgen veröffentlichen.

Ein aktueller Scoping Review in Behaviour & Information Technology untersucht den Forschungsstand zu dieser Form der Korrektur. Die Autorinnen und Autoren analysieren 58 wissenschaftliche Beiträge aus sechs Datenbanken und ordnen die bestehende Literatur in drei Bereiche: das Beobachten von Korrekturen, das Bereitstellen von Korrekturen und das Empfangen von Korrekturen. Damit zeigt die Studie nicht nur, ob Korrekturen wirken, sondern auch, welche sozialen und kognitiven Dynamiken dabei entstehen.

Der Befund ist vorsichtig optimistisch. Wer begründete Korrekturen in sozialen Medien sieht, kann falsche Überzeugungen abbauen. Gegenrede richtet sich daher nicht nur an jene Person, die eine falsche Information verbreitet, sondern auch an das stille Publikum, das Beiträge und Kommentare mitliest.

Viele Nutzerinnen und Nutzer zögern dennoch, selbst zu korrigieren. Wer widerspricht, riskiert Konflikte, negative Reaktionen oder den Vorwurf, belehrend aufzutreten. Gerade bei emotionalen Themen ist Korrektur daher nicht nur eine Frage richtiger Information, sondern auch sozialer Beziehungen.

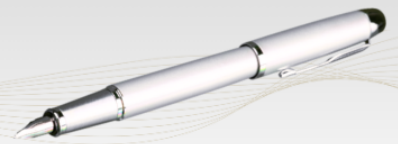
Soziale Korrektur besitzt dennoch Potenzial: Sie ist niedrighschwellig, skalierbar und kann wirken, wenn professionelle Faktenprüfungen nicht schnell oder sichtbar genug sind. Dafür braucht es soziale Sicherheit, klare Normen und Plattformen, die sachliche Korrektur erleichtern.

Für den Umgang mit Desinformation ergibt sich daraus eine wichtige Lehre. Es reicht nicht, falsche Inhalte technisch zu markieren oder professionelle Faktenchecks bereitzustellen. Entscheidend ist auch, ob digitale Öffentlichkeiten Formen der zivilen Korrektur ermöglichen. Soziale Medien sind nicht nur Verbreitungsräume für Desinformation, sondern auch Orte, an denen Gegenwissen sichtbar werden kann.

Der Review liefert damit keine einfache Lösung gegen Desinformation. Er zeigt aber, dass Korrektur nicht allein Aufgabe von Institutionen ist. Auch alltägliche Nutzerinnen und Nutzer können zur Qualität öffentlicher Kommunikation beitragen, wenn die sozialen Bedingungen dafür stimmen.

Behaviour & Information Technology (03/2026): [The cognitive and social dynamics of social correction of misinformation: a scoping review.](#)





Informationswirkung: Warum Wiederholung wahrer wirkt.

Wer eine Aussage wiederholt hört, hält sie eher für wahr. Dieser „illusory truth effect“ erklärt mit, warum Desinformation in digitalen Öffentlichkeiten wirksam sein kann. Eine systematische Übersichtsarbeit mit Meta-Analyse in Nature Communications zeigt, wie robust der Effekt ist und unter welchen Bedingungen er schwächer ausfällt.

Die Studie wertet 182 Einzelstudien mit 366 Effektgrößen und 31.184 Teilnehmenden aus dem Zeitraum 1977 bis 2025 aus. Nach Korrektur für kleine Studieneffekte bleibt ein kleiner, stabiler Effekt: Wiederholte Aussagen werden glaubwürdiger eingeschätzt als neue Aussagen. Der bereinigte Wert beträgt $g = 0,37$ bei einem 95-Prozent-Konfidenzintervall von 0,30 bis 0,44.

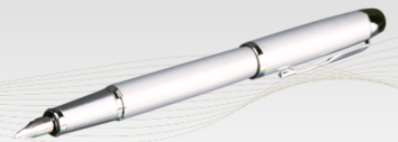
Der Effekt tritt bei unterschiedlichen Formaten auf, darunter Wissensaussagen, Nachrichtenüberschriften, Gerüchte, Meinungen und Marketingaussagen. Auch das objektive Wahrheitsniveau ist nicht entscheidend: Wiederholung kann wahre wie falsche Aussagen glaubwürdiger erscheinen lassen.

Die Autorinnen und Autoren zeigen zugleich, dass der Effekt nicht unvermeidbar ist. Entscheidend ist vor allem der erste Kontakt mit einer Information. Wenn Personen bereits bei der ersten Begegnung aufgefordert werden, die Wahrheit einer Aussage zu bewerten, fällt der spätere Wiederholungseffekt deutlich schwächer aus. Auch klare Hinweise auf Falschheit können den Effekt reduzieren oder sogar umkehren. Wer eine Aussage beim ersten Kontakt ausdrücklich als falsch erkennt oder entsprechend markiert sieht, übernimmt die spätere Vertrautheit nicht automatisch als Wahrheitsgefühl.

Für den Umgang mit Desinformation ist besonders relevant, dass allgemeine Warnungen nicht immer ausreichen. Wirksamer sind Interventionen, die schon bei der ersten Begegnung eine aktive Genauigkeitsprüfung auslösen oder Falschheit deutlich markieren.

Die Studie relativiert zugleich eine verbreitete Sorge: Korrekturen müssen falsche Behauptungen oft wiederholen, um sie zu widerlegen. Die Befunde sprechen jedoch nicht dafür, dass solche Wiederholungen zwangsläufig schaden. Wenn Falschheit klar markiert und die Aufmerksamkeit auf Genauigkeit gelenkt wird, können Korrekturen wirksam sein, ohne den Glauben an die falsche Aussage zu verstärken. Für digitale Plattformen, Medien und politische Kommunikation ergibt sich daraus eine klare Lehre. Desinformation lässt sich nicht nur durch nachträgliche Richtigstellung bekämpfen. Entscheidend sind Gestaltungselemente, die bereits beim ersten Kontakt mit fragwürdigen Inhalten Orientierung geben: klare Kontextsignale, verlässliche Quellenhinweise und Anreize, Aussagen bewusst zu prüfen.

Die Meta-Analyse zeigt: Wahrheit entsteht nicht durch Wiederholung, aber Wiederholung kann sich wie Wahrheit anfühlen. Eine resiliente Informationsordnung braucht daher nicht nur Fakten, sondern gute Bedingungen für den ersten Umgang mit ihnen.



Wiederholung und Wahrheitsempfinden

Meta-Analyse zum 'illusory truth effect'

Nature Communications

1. Studienbasis



182

Einzelstudien



366

Effektgrößen



31.184

Teilnehmende



Untersuchungen aus den Jahren 1977 bis 2025

2. Kernbefund



$g = 0,37$

95 %-Konfidenzintervall: 0.30 bis 0,44

Wiederholte Aussagen werden im Durchschnitt als glaubwürdiger eingeschätzt als neue Aussagen.

3. Wo der Effekt auftritt



Wissens-
aussagen



Nachrichten-
überschriften



Gerüchte



Meinungen



Marketing-
aussagen



Der Effekt kann sowohl wahre als auch falsche Aussagen glaubwürdiger erscheinen lassen.

4. Warum Wiederholung wirkt



Fluency-Theorie

Wiederholte Aussagen wirken vertrauter und leichter verarbeitbar. Diese Leichtigkeit wird fälschlich als Hinweis auf Wahrheit interpretiert.



Referenzielle Theorie

Wiederholung stärkt semantische Verknüpfungen im Gedächtnis. Aussagen erscheinen dadurch kohärenter und glaubwürdiger.

5. Was den Effekt abschwächt



Wahrheit bereits beim ersten Kontakt aktiv prüfen



Falschheit klar sichtbar markieren



Quellenhinweise und Genauigkeitssignale früh geben



Entscheidend ist der erste Kontakt mit einer Information.



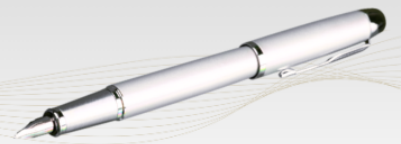
Zentrale Erkenntnis

Wahrheit entsteht nicht durch Wiederholung. Aber Wiederholung kann sich wie Wahrheit anfühlen. Deshalb braucht es gute Orientierung schon bei der ersten Begegnung mit einer Information.

Quelle: Nature Communications (02/2026): Systematic review and meta-analysis of the evidence for an illusory truth effect and its determinants.

Nature Communications (2026): [Systematic review and meta-analysis of the evidence for an illusory truth effect and its determinants.](#)





Gesundheit

Lebenszufriedenheit: Wohlbefinden ist auch ein Gesundheitsfaktor.

Gesundheit im Alter wird meist über Bewegung, Ernährung, Rauchen, Einkommen, Bildung oder medizinische Versorgung erklärt. Eine Studie auf Basis der Canadian Longitudinal Study on Aging erweitert diesen Blick: Sie untersucht, ob Lebenszufriedenheit nicht nur Folge guter Gesundheit, sondern auch ein Schutzfaktor sein kann.

Die Analyse nutzt drei Erhebungswellen einer kanadischen Längsschnittstudie mit 51.338 Personen im Alter von 45 bis 85 Jahren zu Studienbeginn. Für die Hauptanalyse blieben Personen berücksichtigt, die zu Beginn nicht an der jeweils untersuchten Erkrankung litten. Verglichen wurden Lebenszufriedenheit und Gesundheitsoutcomes drei Jahre später.

Methodisch arbeitet die Studie mit einem outcome-wide Ansatz: Mehrere Gesundheitsfolgen werden gleichzeitig geprüft und zahlreiche Ausgangsfaktoren berücksichtigt, darunter Alter, Einkommen, Bildung, Lebensstil, bestehende Erkrankungen und psychische Belastungen. Dadurch werden einfache Scheinkorrelationen reduziert.

Der zentrale Befund ist vorsichtig, aber relevant: Höhere Lebenszufriedenheit sagt mehrere bessere Gesundheitsoutcomes drei Jahre später voraus. Im bevorzugten Modell war ein Anstieg der Lebenszufriedenheit um eine Standardabweichung mit einem um 3 bis 31 Prozent geringeren Risiko für mehrere Diagnosen verbunden. Dazu zählen unter anderem Osteoarthritis, Bewegungsstörungen, Atemwegserkrankungen, Nierenerkrankungen, periphere Gefäßerkrankungen, Epilepsie, Migräne, Harninkontinenz und Diabetes. Auch die selbst eingeschätzte allgemeine Gesundheit fiel bei Menschen mit höherer Lebenszufriedenheit später besser aus.

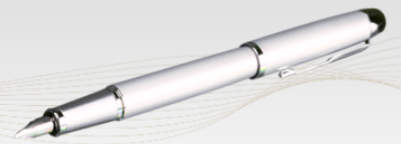
Bemerkenswert ist zugleich, dass Lebenszufriedenheit nicht für alle untersuchten Erkrankungen eine Schutzfunktion zeigte. Kein klarer Zusammenhang fand sich unter anderem für Krebs, Asthma, Multiple Sklerose, Sehprobleme, neurokognitive Erkrankungen, Schilddrüsenerkrankungen oder bestimmte Herz-Kreislauf-Erkrankungen. Die Studie spricht daher nicht von einem universellen Schutzfaktor, sondern von einem potenziell transdiagnostischen Faktor, der mehrere, aber nicht alle Gesundheitsrisiken im Alter betrifft.

Die Studie romantisiert Wohlbefinden nicht. Lebenszufriedenheit ersetzt weder medizinische Versorgung noch Prävention oder gesunde Lebensbedingungen. Sie verweist vielmehr darauf, dass soziale Einbindung, Selbstwirksamkeit und psychische Stabilität für gesundes Altern relevant sein können.

Die Studie liefert damit eine nüchterne, aber weitreichende Einordnung. Lebenszufriedenheit ist mehr als ein weicher Indikator subjektiven Wohlbefindens. Sie kann Hinweise darauf geben, welche Menschen langfristig gesundheitlich resilienter sind. In einer alternden Gesellschaft wird damit nicht nur die Frage wichtiger, wie lange Menschen leben, sondern auch, unter welchen Bedingungen sie gesund älter werden.

American Journal of Epidemiology: [The Link Between Life Satisfaction and Outcome-wide Health: Evidence from the Canadian Longitudinal Study on Aging.](#)





Körperliche Aktivität: Regelmäßigkeit wichtiger als Spitzenleistungen.

Körperliche Aktivität gehört zu den am besten belegten Faktoren für gesundes Altern. Empfehlungen betonen meist das wöchentliche Volumen: 150 bis 300 Minuten moderate oder 75 bis 150 Minuten intensive Aktivität. Eine Studie in Nature Communications zeigt nun, dass auch zählt, ob Bewegung über Jahre hinweg regelmäßig aufrechterhalten wird.

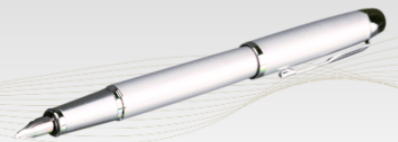
Die Studie analysiert Daten von 231.488 Gesundheitsfachkräften aus drei großen US-amerikanischen Langzeitkohorten: der Health Professionals Follow-up Study, der Nurses' Health Study und der Nurses' Health Study II. Über einen Zeitraum von bis zu 32 Jahren wurden wiederholt Angaben zur körperlichen Aktivität erhoben und mit dem späteren Auftreten großer chronischer Erkrankungen verglichen. Dazu zählten Typ-2-Diabetes, schwere Herz-Kreislauf-Erkrankungen und Krebs.

Wer über Jahrzehnte hinweg besonders aktiv war, hatte gegenüber der niedrigsten Aktivitätsgruppe ein um 22 Prozent geringeres Risiko für große chronische Erkrankungen. Bei Typ-2-Diabetes betrug die Risikoreduktion 45 Prozent, bei schweren Herz-Kreislauf-Erkrankungen 28 Prozent. Auch Regelmäßigkeit zählt: Wer die empfohlene Bewegungsmenge dauerhaft erreichte, verringerte das Risiko großer chronischer Erkrankungen um 23 Prozent, bei Diabetes um 44 Prozent, bei Herz-Kreislauf-Erkrankungen um 29 Prozent und bei Krebs um 7 Prozent.

Kontinuierliche moderate Aktivität war tendenziell günstiger als Phasen sehr hoher Bewegung, die sich mit Inaktivität abwechselten. Für Herz-Kreislauf-Erkrankungen und Krebs scheint Beständigkeit besonders wichtig; bei Typ-2-Diabetes spielte ein höheres durchschnittliches Bewegungsvolumen eine stärkere Rolle. Auch zwischen dem 40. und 60. Lebensjahr blieb Kontinuität bedeutsam: Durchgehend Aktive hatten nach dem 60. Lebensjahr ein um 10 bis 28 Prozent geringeres Risiko.

Die Studie liefert damit eine praktische Botschaft. Bewegung wirkt nicht nur als kurzfristiger Ausgleich, sondern als langfristiges Gesundheitsverhalten. Entscheidend ist nicht der einzelne intensive Trainingsblock, sondern die Fähigkeit, körperliche Aktivität als stabile Routine über viele Jahre in den Alltag zu integrieren. Gerade für Prävention im Alter ist diese Perspektive relevant, weil chronische Erkrankungen oft über Jahrzehnte entstehen. Die Befunde sprechen nicht gegen hohe Aktivität. Im Gegenteil: Ein höheres Bewegungsvolumen kann zusätzliche Vorteile bringen, besonders bei der Prävention von Typ-2-Diabetes. Aber die Studie relativiert die Vorstellung, dass gelegentliche intensive Phasen langfristige Inaktivität ausgleichen können. Gesundheitliche Wirkung entsteht vor allem dort, wo Bewegung dauerhaft Teil des Lebensstils bleibt.

Für Public Health folgt daraus: Bewegungsleitlinien sollten nicht nur Minuten pro Woche nennen, sondern Kontinuität über den Lebensverlauf betonen. Für chronische Krankheitsprävention ist Bewegung kein kurzfristiges Projekt, sondern ein verlässliches Muster über viele Jahre.



Bewegung, die bleibt, schützt.

Warum Regelmäßigkeit wichtiger ist als einzelne intensive Phasen

1. Studiendesign

 231.488 Gesundheitsfachkräfte aus 3 US-Kohorten	 32 Jahre wiederholte Erhebungen zur körperlichen Aktivität	 3 große chronische Erkrankungen untersucht	<ul style="list-style-type: none">• Typ-2-Diabetes• Schwere Herz-Kreislauf-Erkrankungen• Krebs
--	---	---	--

2. Mehr Bewegung über Jahrzehnte senkt das Risiko

Vergleich höchstes vs. niedrigstes langfristiges Bewegungsvolumen

 Große chronische Erkrankungen -22 % geringeres Risiko	 Typ-2-Diabetes -45 % geringeres Risiko	 Schwere Herz- Kreislauf-Erkrankungen -28 % geringeres Risiko	 Krebs -13 % geringeres Risiko
---	---	--	--

3. Regelmäßigkeit macht den Unterschied

Teilnehmende, die über den gesamten Zeitraum die empfohlene Bewegungsmenge erreichten, hatten ein deutlich geringeres Risiko.

 Konstante Erreichung der Empfehlung vs. kaum oder nie Erfüllung	 Große chronische Erkrankungen -23 % geringeres Risiko	 Typ-2-Diabetes -44 % geringeres Risiko	 Schwere Herz- Kreislauf-Erkrankungen -29 % geringeres Risiko	 Krebs -7 % geringeres Risiko
--	---	---	--	---

4. Kontinuierliche moderate Aktivität ist meist vorteilhafter

Vergleich zwischen durchgehend empfohlener Aktivität und sporadisch sehr hoher Aktivität

 Herz-Kreislauf-Erkrankungen und Krebs Kontinuität ist entscheidend. Durchgehend aktiv sein ist günstiger als Intensivphasen mit Inaktivität.	 Typ-2-Diabetes Ein höheres durchschnittliches Bewegungsvolumen spielte eine stärkere Rolle als bloße Kontinuität.	 Fazit Bewegung dauerhaft in den Alltag integrieren bringt die größten Vorteile.
---	---	--

5. Bewegungsverläufe zwischen 40 und 60 Jahren zählen

<p>Risiko für große chronische Erkrankungen</p> <p>Alter</p> <ul style="list-style-type: none">— Konstant hoch— Konstant mittel— Niedrig oder abnehmend	 10-28 % geringeres Risiko nach dem 60. Lebensjahr bei durchgehend aktiven Personen.	 Später mehr Bewegung hilft. Wer von mittel zu hoch anstieg, schnitt oft besser ab als jene, die von hoch zu mittel zurückgingen.
---	--	---

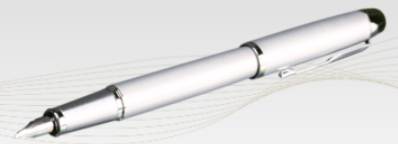
6. Zentrale Erkenntnis

	Für chronische Krankheitsprävention ist Bewegung kein Projekt, sondern ein Muster. Nicht die perfekte Woche entscheidet, sondern die wiederholte, verlässliche Aktivität über viele Jahre.
--	---

Quelle: Fang, Z., Wang, P., Rosner, B. A., Giovannucci, E. L. & Song, M. (05/2026):
Sustained physical activity offers benefits beyond activity volume in chronic disease prevention.
Nature Communications, 17:2730. <https://doi.org/10.1038/s41467-026-69552-4>

Nature Communications (05/2026): [Sustained physical activity offers benefits beyond activity volume in chronic disease prevention.](https://doi.org/10.1038/s41467-026-69552-4)





Ziel im Leben: Lebenssinn schützt vor depressiven Symptomen.

Psychische Gesundheit wird häufig über Belastungen, Symptome und Risikofaktoren beschrieben. Eine Studie im Journal of Affective Disorders fragt ergänzend, welche positive Ressource mit geringerer depressiver Symptomatik verbunden ist. Im Zentrum steht „Purpose in life“, also das Gefühl von Lebensrichtung, Ziel und Bedeutung. Die Individual Participant Meta Analysis umfasst 72 Stichproben aus 41 Studien mit insgesamt 531.038 Teilnehmenden aus 39 Ländern und sechs Weltregionen. In allen Stichproben wurde mit demselben analytischen Ansatz geprüft, ob stärkerer Purpose mit weniger depressiven Symptomen verbunden ist; zentrale soziodemografische Faktoren wurden kontrolliert.

Der Befund ist robust: In 71 von 72 Stichproben zeigte sich ein signifikanter negativer Zusammenhang zwischen Purpose in life und depressiven Symptomen. Der Zusammenhang zeigte sich über unterschiedliche Länder, Altersgruppen und Messinstrumente hinweg und blieb nach Kontrolle zentraler soziodemografischer Faktoren bestehen.

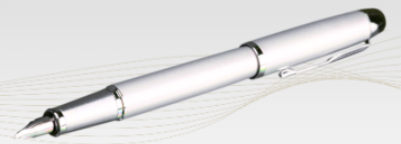
Purpose war nicht nur mit weniger Symptomen, sondern auch mit geringerer Wahrscheinlichkeit schwerer depressiver Belastung verbunden. Ähnliche Zusammenhänge zeigten sich für gedrückte Stimmung und Anhedonie, also den Verlust von Interesse oder Freude.

Die Ergebnisse bedeuten nicht, dass Sinn im Leben Depressionen einfach verhindert oder ersetzt, was klinische Behandlung leisten muss. Die Studie ist querschnittlich und beobachtend angelegt. Daher lässt sich nicht eindeutig sagen, ob Purpose depressive Symptome reduziert, ob depressive Symptome das Gefühl von Sinn schwächen oder ob beide Prozesse zusammenwirken. Die Stärke der Studie liegt vielmehr darin, dass sie einen sehr stabilen Zusammenhang über viele Länder und Bevölkerungsgruppen hinweg sichtbar macht. Theoretisch ist dieser Zusammenhang plausibel. Purpose beschreibt eine zukunftsorientierte Form von Wohlbefinden. Wer das eigene Leben als gerichtet und bedeutsam erlebt, verfügt möglicherweise über mehr psychologische Orientierung, stärkere Zielbindung, bessere emotionale Regulation und mehr Resilienz im Umgang mit Belastungen. Zudem zeigen frühere Studien, dass Purpose mit sozialer Einbindung, weniger Einsamkeit und gesundheitsförderlichem Verhalten verbunden ist.

Für Prävention und Public Health ist der Befund relevant, weil mentale Gesundheit nicht nur durch die Reduktion von Belastungen entsteht. Sie hängt auch davon ab, ob Menschen tragfähige Ziele, soziale Einbindung und ein Gefühl persönlicher Bedeutung entwickeln können. Gerade in alternden Gesellschaften, aber auch über den gesamten Lebenslauf hinweg, wird Sinn damit zu einer wichtigen Dimension psychischer Gesundheit.

Journal of Affective Disorders (04/2026): [Purpose in life and depressive symptoms: An individual-participant meta-analysis of >500,000 participants across six world regions.](#)





Innovation

KI-Strategie: Zukunftspfade von Automatisierung und Augmentierung.

Viele Unternehmen stehen bei Künstlicher Intelligenz vor einer Grundentscheidung: Soll KI vor allem bestehende Arbeit automatisieren, Kosten senken und Personal reduzieren, oder Beschäftigte befähigen, bessere Entscheidungen zu treffen und neue Wertschöpfung zu ermöglichen? Ein Beitrag aus dem Umfeld der Harvard Business Review beschreibt diese Weggabelung als Automatisierung versus Augmentierung.

Automatisierung zielt darauf, mit weniger Menschen weitgehend dasselbe zu leisten. Augmentierung erweitert dagegen menschliche Fähigkeiten durch KI. Die Unterscheidung ist strategisch: Sie entscheidet, ob KI primär als Instrument der Kostensenkung oder als Hebel für Innovation, Lernen und Wachstum eingesetzt wird.

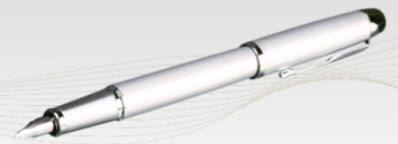
Beide Strategien lösen unterschiedliche Dynamiken aus. Automatisierung kann kurzfristig sichtbare Einsparungen schaffen. Augmentierung erfordert zunächst Investitionen in Fähigkeiten, Prozesse, Dateninfrastruktur und Führung, kann langfristig aber neue Formen produktiver Zusammenarbeit zwischen Mensch und Maschine ermöglichen.

Eine Befragung von 1.294 Vollzeit-Wissensarbeitern in den USA, Kanada und Großbritannien zeigt eine Wahrnehmungslücke: Nur 44 Prozent sagten, ihr Unternehmen habe formale KI-Pläne kommuniziert. Während 81 Prozent der Senior Leaders ihr Unternehmen auf Augmentierungskurs sahen, vermuteten dies nur 53 Prozent der operativen Fachkräfte; 40 Prozent erwarteten eher Automatisierung.

Diese Wahrnehmung ist entscheidend. Wenn Beschäftigte glauben, dass KI vor allem ihre Ersetzbarkeit erhöhen soll, verändern sich Vertrauen, Motivation und Verhalten. Die Autorinnen und Autoren beschreiben drei zentrale Hebel: Wohlbefinden, Arbeitsintegration und Talententwicklung. Angst vor Arbeitsplatzverlust schwächt das Sicherheitsempfinden und damit Produktivität, Bindung und Attraktivität als Arbeitgeber. Unklare KI Einführung kann zudem zu oberflächlicher Nutzung führen. Statt produktiver Unterstützung entsteht sogenannter „workslop“: schnell erzeugte, aber qualitativ schwache KI Arbeit, die Koordination erschwert und Vertrauen untergräbt.

Besonders relevant ist der langfristige Blick auf den Talentaufbau. Wenn Unternehmen vor allem Einstiegsrollen automatisieren, verlieren sie jene Lernräume, in denen künftige Führungskräfte Urteilskraft, Netzwerke und institutionelles Wissen entwickeln. Kurzfristige Einsparungen können so langfristige organisationale Fragilität erzeugen. Eine Automatisierungsstrategie kann dadurch ihre eigenen Voraussetzungen untergraben: weniger Vertrauen, höhere Fluktuation, schwächere Kultur und ausgedünnte Führungspipelines.

Demgegenüber beschreibt der Beitrag Augmentierung als anspruchsvolleren, aber tragfähigeren Pfad. Unternehmen, die KI glaubwürdig als Unterstützung der Beschäftigten einführen, fördern neugierige Nutzung, stärkeres Lernen und bessere Integration in Arbeitsprozesse. Beschäftigte werden dann nicht zu passiven Anwendern, sondern zu aktiven Gestaltern. Entscheidend ist eine glaubwürdige Zusage, dass KI nicht bloß als Vorstufe von Personalabbau dient, sondern mit Weiterbildung, Prozessentwicklung und klarer Kommunikation verbunden wird.



Der Beitrag nutzt dafür das Bild der J-Kurve: Neue Basistechnologien können zunächst Produktivität kosten, weil Organisationen lernen und Strukturen anpassen müssen. Automatisierung zeigt Einsparungen schneller; Augmentierung kann langfristig größere Entwicklungsmöglichkeiten eröffnen.

Für Führungskräfte ergibt sich daraus eine klare strategische Lehre. KI Einführung ist nicht nur eine Technologieentscheidung, sondern ein Vertrauenssignal. Beschäftigte beobachten sehr genau, ob Unternehmen in ihre Fähigkeiten investieren oder ihre Ersetzbarkeit vorbereiten. Wer Augmentierung glaubwürdig machen will, muss KI gemeinsam mit den Beschäftigten in Arbeitsprozesse übersetzen, Lernräume schaffen und Kommunikation konsequent an der Zukunft der Menschen im Unternehmen ausrichten.

Die entscheidende Frage lautet somit nicht nur, welche Aufgaben KI übernehmen kann. Entscheidend ist, welches Organisationsmodell Unternehmen mit ihr aufbauen: kurzfristige Rationalisierung oder nachhaltige Erweiterung menschlicher Fähigkeiten.

Havard Business Review (04/2026): [CEOs are facing a strategic fork in the road when it comes to AI.](#)



KI und Produktivität: Unternehmen erzielen erste Gewinne.

Künstliche Intelligenz gilt als Schlüsseltechnologie für die nächste Produktivitätswelle. Gleichzeitig bleibt offen, ob sie vor allem Effizienz steigert, neue Geschäftsmodelle ermöglicht oder Beschäftigung reduziert. Die Federal Reserve Bank of Atlanta gemeinsam mit der Duke University untersuchten diese Frage aus Unternehmensperspektive und nutzten dafür eine Befragung von knapp 750 Finanzvorständen und leitenden Finanzentscheidern.

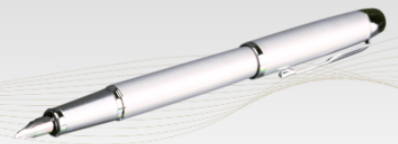
KI ist in vielen Unternehmen angekommen, jedoch ungleich verteilt. Mehr als die Hälfte der befragten Firmen investierte 2025 bereits in KI; für 2026 steigt der erwartete Anteil deutlich. Besonders hoch ist die Investitionsbereitschaft in wissensintensiven Dienstleistungen und im Finanzsektor. Zentrale Hürden sind unreife Technologie, fehlende Schulung und Datenschutzbedenken.

Der zentrale Befund betrifft die Produktivität. Unternehmen berichten bereits positive Effekte durch KI, erwarten aber deutlich stärkere Wirkungen im Jahr 2026. Die wahrgenommenen Produktivitätsgewinne fallen dabei größer aus als jene Gewinne, die sich aus Umsatz und Beschäftigung rechnerisch ableiten lassen. Die Autorinnen und Autoren sprechen deshalb von einem Produktivitätsparadox: Führungskräfte sehen Effizienz, bessere Abläufe und höhere Qualität bereits im Arbeitsalltag, während diese Effekte noch nicht vollständig in messbaren Umsätzen sichtbar werden.

Die Gewinne entstehen nicht primär durch mehr Hardware oder firmeneigene Infrastruktur pro Beschäftigtem. Den größten Anteil erklärt eine umsatzbasierte totale Faktorproduktivität: bessere Prozesse und Produkte, höhere Qualität, schnellere Entscheidungen und neue Möglichkeiten der Kundenansprache. Viele Firmen nutzen KI über Software und Cloud-Dienste.

Die stärksten Produktivitätsgewinne sind nicht mit Kostensenkung, sondern mit Innovation und Nachfrage verbunden: mit neuen oder verbesserten Produkten und Dienstleistungen sowie effektiverer Kundenansprache. KI schafft damit besonders dort Wert, wo sie Qualität, Angebote und Marktnähe verbessert.

Auf dem Arbeitsmarkt zeigt die Studie kurzfristig wenig Hinweise auf starke gesamtwirtschaftliche Verluste. Für 2026 erwarten die Autoren, gewichtet nach Unternehmensgröße und Sektor, einen Beschäftigungsrückgang von weniger als 0,4 Prozent. Große Unternehmen rechnen eher mit Reduktionen, kleinere teilweise mit moderaten Zuwächsen.



Deutlicher verändert sich die Zusammensetzung der Arbeit. Routinehafte Büro- und Verwaltungstätigkeiten stehen stärker unter Druck, während technische, analytische und höher qualifizierte Rollen an Bedeutung gewinnen. KI ersetzt damit zunächst häufiger wiederholbare Aufgaben als ganze Beschäftigungsverhältnisse.

Künstliche Intelligenz in Unternehmen: Produktivität steigt – Arbeit verändert sich

Ergebnisse einer Befragung von knapp 750 Finanzvorständen und Finanzentscheidern in Unternehmen

1. KI ist in vielen Unternehmen angekommen – aber noch nicht überall



Mehr als die Hälfte der Unternehmen hat 2025 bereits in KI investiert.



Für 2026 steigt der erwartete Anteil deutlich, besonders in wissensintensiven Dienstleistungen und im Finanzsektor.



Kleinere Unternehmen stehen häufiger noch am Anfang, planen aber zunehmende Investitionen.

Wichtigste Hürden:

- Unreife Technologie
- Fehlende Schulung der Belegschaft
- Datenschutzbedenken

2. Produktivitätsparadox: Wahrgenommene Gewinne > messbare Gewinne



Unternehmen sehen bereits deutliche Effizienzgewinne durch KI. Diese werden aber noch nicht vollständig in Umsätzen sichtbar.

Führungskräfte erkennen Nutzen im Alltag, die Zahlen holen nach.



➔ Stärkere Effekte werden für 2026 erwartet, besonders in wissensintensiven Dienstleistungen und im Finanzsektor.

3. Woher kommen die Produktivitätsgewinne?



Der Großteil der KI-bedingten Produktivitätsgewinne entsteht nicht durch mehr Maschinen oder Infrastruktur, sondern durch:

Umsatzbasierte totale Faktorproduktivität
bessere Prozesse, bessere Produkte, höhere Qualität, schnellere Entscheidungen, neue Kundenansprache

Nicht primär getrieben durch:



Kapitalvertiefung
Mehr Hardware, Maschinen oder eigene Infrastruktur pro Beschäftigtem

KI wird überwiegend genutzt über:



Software, Cloud-Dienste und Anwendungen

Die Effekte erscheinen daher kaum als klassische Investitionen in der Bilanz.

4. Warum investieren Unternehmen in KI?

Am stärksten mit Produktivitätsgewinnen verbunden sind Innovations- und Nachfragekanäle.



Neue oder verbesserte Produkte und Dienstleistungen



Bessere Möglichkeiten, Kunden zu erreichen oder zu bedienen



Höhere Qualität und bessere Kundenerfahrung



Wert entsteht vor allem durch Innovation und Kundennutzen – nicht nur durch Kostensenkung.

5. Arbeitsmarkt: Kaum gesamtwirtschaftliche Beschäftigungsverluste – aber klare Verschiebungen



Für 2026 erwarten Unternehmen, gewichtet nach Größe und Sektor, einen aggregierten Rückgang von < 0,4 % der Beschäftigung.



Große Unternehmen erwarten eher Personalreduktionen.



Kleinere Unternehmen rechnen teilweise mit modestem Beschäftigungszuwachs.

6. Arbeit verändert sich: Weg von Routine, hin zu höher qualifizierten Aufgaben

Rückgang bei:

Routinetätigkeiten in Büro und Verwaltung (z. B. Dateneingabe, Abwicklung, Standardprozesse)

Zunahme bei:

Technischen, analytischen und höher qualifizierten Rollen (z. B. Datenanalyse, Engineering, spezialisierte Fachfunktionen)



KI ersetzt vor allem wiederholbare Aufgaben – und ergänzt menschliche Arbeit, wo Urteil, Analyse und Kreativität gefragt sind.

7. Zentrale Erkenntnis



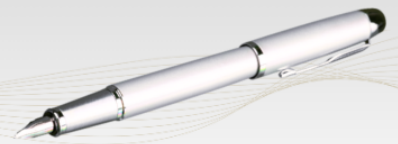
KI ist eine frühe, aber bereits wirksame Produktivitätstechnologie.

Ihre Effekte sind real, aber noch nicht vollständig sichtbar.

Entscheidend ist, wie Unternehmen investieren und KI einsetzen: als Rationalisierungstool – oder als Hebel für Innovation, bessere Kundenleistung und eine produktivere Arbeitswelt.

Quelle: Baslandze, S., Edwards, Z., Graham, J. R., McClure, T., Sparks, M., Meyer, B., Waddell, S. R., & Weitz, D. (03/2026): Artificial Intelligence, Productivity, and the Workforce: Evidence from Corporate Executives. Federal Reserve Bank of Atlanta Working Paper 2026-4. <https://doi.org/10.29338/wp2026-04>

Für die wirtschaftspolitische Debatte lautet die Lehre: KI ist weder automatischer Jobvernichter noch sofortiger Produktivitätsturbo. Ihr größeres Potenzial liegt darin, Arbeit produktiver, qualifizierter und näher an Innovation und Kundennutzen auszurichten.



Federal Reserve Bank of Atlanta / Duke University (03/2026): Artificial Intelligence, Productivity, and the Workforce: Evidence from Corporate Executives.



Innovation: Wie aus Ideen neues Wachstum entstehen kann.

Wenn Produktivitätswachstum schwach bleibt, obwohl Unternehmen immer mehr in Forschung und Entwicklung investieren, liegt eine naheliegende Diagnose nahe: Neue Ideen werden schwieriger zu finden. Diese These prägt seit Jahren die ökonomische Debatte über Wachstum und Innovationsfähigkeit. Ein aktuelles Working Paper des National Bureau of Economic Research stellt diese Erklärung nun infrage. Am Beispiel der USA zeigt es: Die Innovationsleistung der Unternehmen ist nicht erkennbar schwächer geworden. Schwieriger scheint vielmehr der Weg von neuen Ideen zu breiterem wirtschaftlichem Wachstum zu sein.

Die Studie basiert auf einem neu aufgebauten Paneldatensatz, der die Patentaktivitäten privater US-Unternehmen über einen Zeitraum von 45 Jahren mit Forschungsinputs, Beschäftigung und Produktivität verbindet. Die Autorinnen und Autoren untersuchen dabei bewusst zwei Zusammenhänge getrennt: erstens, ob zusätzliche Forschungsinputs weiterhin neue Ideen hervorbringen, und zweitens, ob diese Ideen weiterhin mit Produktivitätswachstum verbunden sind. Als Indikatoren für Ideen dienen Patente, externe Patentzitationen und sogenannte Breakthrough Patents, also besonders neuartige und später stark aufgegriffene Erfindungen. Da es sich um ein Working Paper handelt, sind die Ergebnisse noch nicht peer-reviewed.

Der zentrale Befund widerspricht einer allgemeinen Erschöpfung des Ideenpotenzials. Über alle betrachteten Unternehmen hinweg ist die Zahl der Patente pro realem Dollar Forschungsaufwand seit den späten 1970er Jahren nicht gesunken, sondern gestiegen. Auch externe Zitationen und besonders innovative Patente zeigen keinen langfristigen Rückgang.

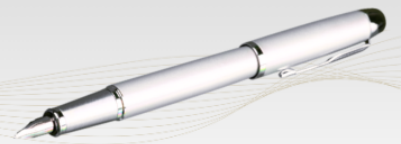
Zusätzliche Forschung ist innerhalb von Unternehmen heute stärker mit zusätzlichen Patenten verbunden als früher. Die geschätzte Elastizität von Patenten gegenüber Forschungs- und Entwicklungsaufwendungen stieg von 0,26 in den Jahren 1977 bis 1981 auf 0,48 in den Jahren 2012 bis 2016. Für Zitationen und neuartige Patente zeigt sich ebenfalls eine stabile oder steigende Beziehung.

Frühere Analysen könnten zu pessimistisch sein, weil sich die Struktur der Innovation verändert hat. In den 1970er Jahren entfiel der Großteil der Patente auf Industrieunternehmen. In den 2010er Jahren lag ihr Anteil an Patenten nur noch bei rund 30 Prozent, an externen Zitationen bei 23 Prozent und an Breakthrough Patents bei zwölf Prozent. Wissensintensive Dienstleistungs- und Informationsunternehmen gewannen an Bedeutung.

Entscheidend ist der zweite Teil der Analyse: Patente bleiben mit Produktivitätswachstum verbunden. Unternehmen, deren Patentbestand stärker wächst, verzeichnen in den meisten untersuchten Zeiträumen auch ein höheres Wachstum der Umsätze pro Beschäftigtem. Dieser Zusammenhang wird über die Zeit nicht schwächer, sondern fällt in späteren Jahren teilweise sogar stärker aus. Die Ergebnisse sprechen daher weder dafür, dass Forschung immer weniger Ideen hervorbringt, noch dafür, dass neue Ideen ihre wirtschaftliche Wirkung grundsätzlich verloren hätten.

Für Österreich und Europa ist dieser Befund relevant, ohne unmittelbar übertragbar zu sein. Innovationspolitik sollte nicht vorschnell unterstellen, Forschung bringe weniger hervor. Entscheidend ist, ob aus Forschung marktfähige Innovationen entstehen und ob Gründungen, Skalierung, Wissenstransfer, Investitionen und die breite Anwendung neuer Technologien möglich werden.

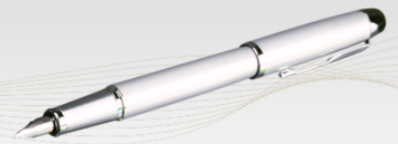
Die Studie liefert damit eine wichtige Differenzierung für die Wachstumsdebatte. Schwächeres Wachstum ist nicht automatisch ein Zeichen dafür, dass Gesellschaften keine neuen Ideen mehr



finden. Es kann auch bedeuten, dass vorhandene Innovationskraft nicht ausreichend in breitere wirtschaftliche Dynamik übersetzt wird. Die zentrale Zukunftsfrage lautet daher nicht nur, wie mehr Forschung ermöglicht werden kann, sondern wie neue Ideen schneller und wirksamer zu Produktivität, Wettbewerbsfähigkeit und Wohlstand beitragen.

National Bureau of Economic Research (05/2026): [Growth is Getting Harder to Find, Not Ideas. NBER Working Paper No. 35182.](#)





Nachhaltigkeit

Biodiversität: „Nature Positive“ ist mehr als Artenschutz.

Nature Positive: Biodiversitätsverlust stoppen – Natur systemisch schützen

Warum ein Paradigmenwechsel für Klima, Entwicklung und Wohlstand entscheidend ist.

1. Die Lage: Globale Natur in Gefahr



48 %

der Wirbeltier- und Insektenarten sind im Rückgang



54 %

der weltweiten Ökoregionen sind stark degradiert, weitere 25 % verschlechtern sich weiter



30 %

der Flusssysteme weltweit fließen noch frei



97 %

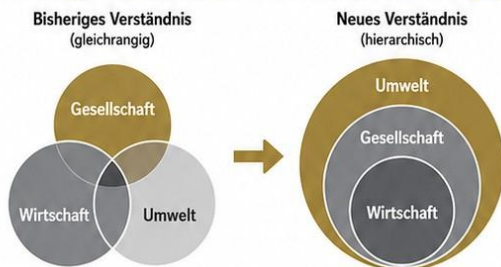
der gelisteten wandernden Fischarten sind vom Aussterben bedroht



Höheres Risiko

für Infektionskrankheiten durch zerstörte und fragmentierte Ökosysteme

2. Paradigmenwechsel: Wirtschaft in der Natur eingebettet



3. Nature Positive Ziel



4. Drei globale Bedingungen – unterschiedliche Strategien



5. Schutz intakter Natur hat Priorität



6. Governance & Wissen

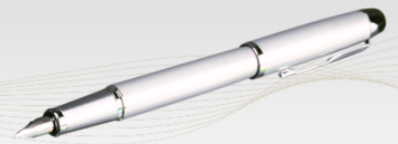


7. Warum es Wirtschaft und Gesellschaft betrifft



Nature Positive bedeutet: Natur schützen, wiederherstellen und nachhaltig nutzen – für ein stabiles Klima, gesunde Gesellschaften und eine lebenswerte Zukunft.

Quelle: Locke, H. et al. (04/2026): Nature Positive: halting and reversing biodiversity loss toward restoring Earth system stability. *Frontiers in Science*, Lead Article. <https://doi.org/10.3389/fsci.2026.1609998>



Der Verlust biologischer Vielfalt wird häufig über bedrohte Arten beschrieben. Eine aktuelle Lead Article Publikation in *Frontiers in Science* zeigt jedoch, dass diese Perspektive zu eng ist. Biodiversität umfasst nicht nur einzelne Arten, sondern auch Ökosysteme, genetische Vielfalt und jene natürlichen Prozesse, die das Erdsystem stabilisieren. Dazu zählen etwa Wasserkreisläufe, Kohlenstoffspeicherung, Wanderbewegungen von Arten, Meeresströmungen und großräumige Regenprozesse in tropischen Wäldern.

Der Beitrag argumentiert für eine „Nature Positive“ Zukunft: Der Verlust von Natur soll bis 2030 gestoppt und umgekehrt werden, damit sich natürliche Systeme bis 2050 erholen können. Dieses Ziel knüpft an das Kunming-Montreal Global Biodiversity Framework an, verlangt aber eine stärkere Verbindung von Biodiversitäts-, Klima-, Ozean- und Entwicklungszielen.

Der zentrale Gedanke ist: Menschliche Entwicklung und wirtschaftlicher Wohlstand sind nicht von einer stabilen Natur getrennt. Sie beruhen auf ihr. Der Beitrag kritisiert daher ein verbreitetes Nachhaltigkeitsverständnis, das Umwelt, Gesellschaft und Wirtschaft als drei gleichrangige Bereiche behandelt, deren Interessen ausbalanciert werden müssen. Stattdessen schlagen die Autorinnen und Autoren eine hierarchische Sicht vor: Die Umwelt bildet den Rahmen menschlicher Existenz, Gesellschaft entsteht innerhalb dieses Rahmens, und Wirtschaft ist ein Teil der Gesellschaft. Diese Verschiebung ist im Artikel auch grafisch dargestellt: weg vom klassischen „Sweet Spot“ zwischen drei Kreisen, hin zu einem Modell, in dem die Wirtschaft in Gesellschaft und diese wiederum in die Umwelt eingebettet ist.

Die Zahlen verdeutlichen die Dringlichkeit. 48 Prozent der untersuchten Wirbeltier- und Insektenarten befinden sich im Rückgang. 54 Prozent der weltweiten Ökoregionen gelten als stark degradiert, weitere 25 Prozent verschlechtern sich weiter. Nur etwa 30 Prozent der Flusssysteme fließen noch frei; 97 Prozent der gelisteten wandernden Fischarten sind vom Aussterben bedroht.

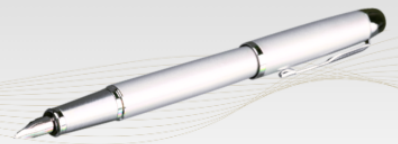
Der Schutz intakter Natur ist nach Ansicht der Autorinnen und Autoren die dringlichste Strategie. Wiederherstellung bleibt notwendig, ersetzt intakte Ökosysteme aber nicht kurzfristig. Wälder, Feuchtgebiete, Flüsse und Meeresräume stabilisieren Klima, Wasserhaushalte und Kohlenstoffspeicher; ihre Zerstörung kann zudem Risiken für Infektionskrankheiten erhöhen.

Ein wichtiges Instrument des Artikels ist das Three Global Conditions Framework. Es unterscheidet Landschaften nach dem Grad menschlicher Veränderung: stark transformierte Städte und Agrarräume, gemeinsam genutzte Landschaften mit mittlerem menschlichem Einfluss und große Wildnisgebiete mit sehr geringem menschlichem Einfluss. Für jede dieser Bedingungen braucht es andere Naturschutzstrategien. In Städten und Agrarräumen geht es etwa um grüne und blaue Infrastruktur, weniger Schadstoffeintrag und die Sicherung verbliebener naturnaher Flächen. In gemeinsam genutzten Landschaften stehen Schutzgebiete, ökologische Verbindung, nachhaltige Nutzung und Wiederherstellung im Vordergrund. In großen Wildnisgebieten ist die zentrale Aufgabe, neue Fragmentierung, industrielle Erschließung und den Verlust natürlicher Prozesse zu verhindern.

Der Ansatz gilt auch für den Ozean, da Land, Süßwasser und Meer miteinander verbunden sind. Mangroven hängen von Sedimenttransport und Süßwasser ab; Überdüngung kann sauerstoffarme Küstenzonen erzeugen. Fischerei, Erwärmung, Versauerung und Sauerstoffverlust verändern marine Ökosysteme.

Der Beitrag identifiziert zugleich Governance-Lücken. Das Global Biodiversity Framework formuliert wichtige Schutz- und Wiederherstellungsziele, berücksichtigt großräumige Prozesse wie Hydrologie, Sedimentflüsse, Migration und Biome-Funktionen jedoch zu wenig.

Für Wirtschaft und Politik ist Nature Positive damit kein Zusatzprogramm, sondern eine Voraussetzung stabiler Entwicklung. Wenn Biodiversität und natürliche Prozesse geschwächt werden, geraten auch Gesundheit, Ernährungssicherheit, Infrastruktur und Finanzstabilität unter Druck.



Biodiversitätsschutz darf daher nicht bei einzelnen Arten stehen bleiben. Entscheidend ist, intakte Natur, ökologische Prozesse und globale Stabilitätsfunktionen gemeinsam zu sichern und menschliche Entwicklung wieder innerhalb eines stabilen Erdsystems zu denken.

Frontiers in Science (04/2026): [Nature Positive: halting and reversing biodiversity loss toward restoring Earth system stability.](#)



Ernährungssysteme: Nachhaltigkeit liegt nicht nur in der Produktion.

Nachhaltige Ernährungssysteme müssen Ernährungssicherheit gewährleisten, gesundheitlich sinnvoll, wirtschaftlich tragfähig und ökologisch verträglich sein. Eine systematische Übersichtsarbeit in Nature Food zeigt: Technische Lösungen allein reichen dafür nicht. Entscheidend sind die sozialen und wirtschaftlichen Bedingungen, die Transformation ermöglichen oder verhindern.

Die Studie wertet mehr als 1.700 wissenschaftliche Artikel aus und zieht 349 Publikationen für eine detaillierte Analyse heran. Untersucht wird, welche sozioökonomischen Faktoren nachhaltige Ernährungssysteme in unterschiedlichen Weltregionen beeinflussen. Die Autorinnen und Autoren identifizieren sieben zentrale Transformationsbereiche: nachhaltige Landnutzung und Bodengesundheit, Präzisionslandwirtschaft, Ernährungswandel und neuartige Lebensmittel, gute Ernährung und Gesundheit, Reduktion von Lebensmittelverlusten und Abfällen, gesunde Süßwasser- und Meeresökosysteme sowie Klimaschutz und Biodiversitätserhalt.

Nachhaltige Ernährungssysteme entstehen nicht durch eine Einzellösung. Sie hängen vom Zusammenspiel von Bildung, Preisen, Einkommen, Infrastruktur, politischen Regeln, sozialen Netzwerken und kulturellen Werten ab. Diese Faktoren beeinflussen sowohl nachhaltige Produktion als auch gesündere Konsumententscheidungen.

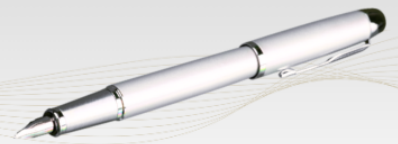
Die Studie zeigt deutliche regionale Unterschiede. In Europa, Nordamerika, Australien und Neuseeland konzentriert sich die Forschung stark auf Ernährungswandel, neuartige Lebensmittel und Konsumverhalten. Das spiegelt eine Ausgangslage wider, in der hohe Einkommen, hohe Fleischverfügbarkeit und Überernährung stärker im Fokus stehen. In Asien und Nordafrika liegt der Schwerpunkt häufiger auf Präzisionslandwirtschaft. In Subsahara-Afrika sowie Lateinamerika und der Karibik stehen dagegen Landressourcen, Bodengesundheit und Produktivität stärker im Vordergrund.

Auf der Produktionsseite sind Wissen, soziale Netzwerke und finanzielle Anreize zentral. Landwirte übernehmen nachhaltige Praktiken eher, wenn sie deren Nutzen verstehen, Zugang zu Schulungen haben und Beispiele aus ihrer Gemeinschaft sehen. Lokale Netzwerke und Bauernorganisationen können dabei besonders wichtig sein.

Politische Rahmenbedingungen können Transformation fördern oder behindern. Nicht angepasste Regeln und Förderungen können nachhaltige Praktiken erschweren; sichere Landrechte, Kreditzugang, Infrastruktur und evidenzbasierte Programme erleichtern sie. Ernährungspolitik muss daher regional angepasst und lernfähig sein.

Auf der Konsumseite spielen Werte, Gewohnheiten und soziale Identität eine zentrale Rolle. Nachhaltigere Ernährung ist nicht nur eine Frage des Wissens. Fleischkonsum, pflanzenbasierte Ernährung oder die Akzeptanz neuer Lebensmittel sind kulturell geprägt. Die Studie verweist darauf, dass Frauen und jüngere Menschen in vielen untersuchten Kontexten offener für nachhaltigere und gesündere Ernährungsweisen sind. Männer und ältere Konsumenten sind teilweise zurückhaltender, auch weil Fleisch in manchen kulturellen Kontexten mit Stärke, Männlichkeit oder Tradition verbunden wird.

Information kann Konsumverhalten verändern, wirkt aber besonders dann, wenn sie alltagsnah vermittelt wird. Persönliche Netzwerke, Familie, Freunde, Influencer, soziale Medien, Menükennzeich-



nung und nachhaltige Standardoptionen in Kantinen oder Restaurants können Entscheidungen beeinflussen. Auch Preise bleiben zentral. Wenn pflanzenbasierte Alternativen oder nachhaltige Produkte als teuer wahrgenommen werden, sinkt ihre Akzeptanz. Preisgestaltung, Subventionen und Produktplatzierung im Handel werden damit zu wichtigen Hebeln.

Bei Lebensmittelverlusten unterscheiden sich die Ansatzpunkte: In einkommensschwächeren Regionen fehlen häufig Lagerung, Kühlung und Transport. In wohlhabenderen Regionen stehen Einkaufsplanung, Vorratskontrolle und Konsumgewohnheiten im Vordergrund.

Die entscheidende Frage lautet nicht nur, welche Ernährung nachhaltiger wäre, sondern unter welchen Bedingungen Menschen, Betriebe und Institutionen sie tatsächlich umsetzen können. Nachhaltigkeit entsteht dort, wo soziale Praktiken, Anreize, Infrastruktur und Politik zusammenwirken.

Nature Food (03/2026): [A systematic review of sustainable food systems identifies socio-economic pathways driving food systems transformations.](#)



Klimarisiko: Ältere Menschen sind nicht zwangsläufig „klimaskeptisch“.

Ältere Menschen werden in der Klimadebatte häufig weniger offen für Klimaschutz dargestellt. Eine Studie auf Basis der English Longitudinal Study of Ageing zeigt, dass dieses Bild zu einfach ist: Die Mehrheit älterer Menschen in England nimmt Klimarisiken ernst, ihre Haltungen unterscheiden sich jedoch deutlich.

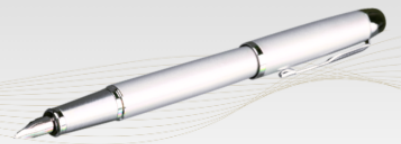
Die Studie untersucht Daten von 6.572 Personen ab 50 Jahren aus der Erhebungswelle 2023 bis 2024. Erfasst wurden Einstellungen zu sechs Aussagen über Klimawandel, darunter die erwarteten Folgen für Menschen in Großbritannien, die Einschätzung einer möglichen Umweltkrise, die Frage, ob es bereits zu spät zum Handeln sei, und die Bereitschaft, mehr für umweltfreundliche Produkte zu bezahlen. Mit einer Latent Class Analysis identifizieren die Autoren fünf unterschiedliche Einstellungsprofile.

Der zentrale Befund widerspricht einer verbreiteten Annahme. Rund 30 Prozent waren stark engagiert, weitere 31 Prozent ebenfalls engagiert, wenn auch weniger entschieden. Damit nehmen mehr als sechs von zehn älteren Menschen Klimarisiken ernst und sehen Handlungsbedarf. Zugleich erkennen etwa 11 Prozent Risiken, neigen aber zu Fatalismus: Sie glauben eher, dass es zu spät sei oder Folgen zu fern liegen. Weitere 21,5 Prozent sind ambivalent oder unsicher. Nur 5,8 Prozent weisen Klimarisiken eher zurück.

Menschen ab 70 Jahren waren häufiger in der fatalistischen Gruppe vertreten, Personen in ihren 50ern eher stark engagiert. Lebensphase, Bildung, finanzielle Lage und gesellschaftliche Einbindung prägen damit die Wahrnehmung von Klimarisiken.

Die Studie ist auch deshalb relevant, weil ältere Menschen in der Klimapolitik eine besondere Rolle spielen. Sie sind durch Hitze, Luftverschmutzung, Überschwemmungen und Extremwetter gesundheitlich stärker gefährdet. Zugleich verfügen sie in alternden Demokratien über erheblichen politischen Einfluss, etwa durch hohe Wahlbeteiligung und lokale Netzwerke. Wer Klimapolitik gesellschaftlich tragfähig gestalten will, kann diese Gruppe daher nicht nur als vulnerabel betrachten, sondern muss sie als aktive politische und soziale Ressource einbeziehen.

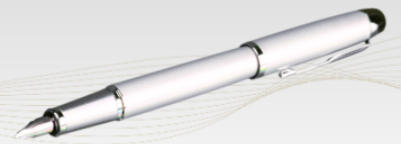
Klimakommunikation muss Unterschiede berücksichtigen. Ambivalente Gruppen brauchen konkrete Informationen, fatalistische Gruppen sichtbare Handlungsmöglichkeiten. Klimarisiken sollten mit Gesundheit, Wohnumfeld und lokaler Lebensqualität verbunden werden.



Die Studie zeigt damit: Ältere Menschen sind keine homogene Bremse in der Klimapolitik. Viele sind informiert und handlungsbereit. Entscheidend ist, Unsicherheit und Fatalismus gezielt anzusprechen und Erfahrungen älterer Menschen ernst zu nehmen.

The Journals of Gerontology, Series B: Psychological Sciences and Social Sciences (03/2026): [Attitudes toward climate change risk among older people: new evidence from the English Longitudinal Study of Ageing.](#)





Wirtschaft

Wirtschaftswachstum: Eine Begriffsklärung ist notwendig.

Wirtschaftswachstum ist leicht zu fordern, aber schwer gesellschaftlich zu vermitteln. Ein Discussion Paper des britischen Institute of Economic Affairs zeigt: Die Bevölkerung will wirtschaftlichen Fortschritt, versteht jedoch oft nur ungenau, wodurch Wachstum entsteht und wem es zugutekommt. Darin liegt auch für Österreich eine Lehre: Wachstum überzeugt nur als spürbare Verbesserung von Einkommen, Chancen und Lebensqualität.

Die Studie basiert auf einer repräsentativen Online-Befragung von 3.001 britischen Wählerinnen und Wählern sowie ergänzenden Fokusgruppen. Ihr zentraler Befund ist zunächst eindeutig: Wirtschaftswachstum wird von einer breiten Mehrheit grundsätzlich unterstützt. 87 Prozent der Befragten meinen, das Land solle stärker auf Wachstum setzen. Gleichzeitig zeigt sich ein erhebliches Verständnisproblem. Viele verbinden Wachstum nicht mit Produktivität, Innovation, Investitionen oder unternehmerischer Dynamik, sondern mit vagen Vorstellungen wie mehr Geld im Umlauf, höheren Staatsausgaben oder allgemeinen Verbesserungen der Lebenslage.

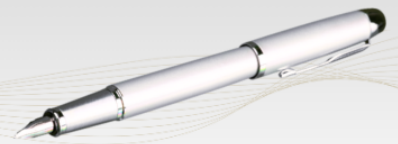
Für Österreich ist dieser Befund relevant, weil Wachstumsdebatten oft technisch bleiben. Produktivität, Energiepreise oder Bürokratiekosten werden erst verständlich, wenn sie mit Reallöhnen, Investitionen, leistbaren Kosten, öffentlichen Leistungen und Zukunftschancen verbunden werden.

Besonders aufschlussreich ist die Vertrauensfrage. Die britische Studie zeigt, dass viele Menschen Wachstum zwar grundsätzlich für wichtig halten, aber bezweifeln, selbst davon zu profitieren. Deutlich mehr Befragte sehen Regierung, große Unternehmen und hohe Einkommen als Gewinner wirtschaftlicher Expansion als sich selbst oder die eigene Familie. Wachstum wird damit nicht abgelehnt, aber seine Verteilung wird skeptisch betrachtet. Auch für Österreich ist das ein zentraler Punkt: Eine wachstumsorientierte Agenda braucht nicht nur ökonomische Plausibilität, sondern auch gesellschaftliche Glaubwürdigkeit.

Ein weiterer Befund betrifft internationale Vergleiche. Viele Britinnen und Briten unterschätzen, wie weit ihr Land bei der Wirtschaftsleistung pro Kopf gegenüber anderen wohlhabenden Volkswirtschaften zurückgefallen ist. Die Konfrontation mit Vergleichsdaten erhöhte in der Studie die Offenheit für Reformen.

Gerade für Österreich ist diese Perspektive wichtig. Das Land verfügt über hohe Lebensqualität, starke Unternehmen, industrielle Kompetenz und ein leistungsfähiges Sozialmodell. Diese Stärken können jedoch nur erhalten werden, wenn Produktivität, Innovation und Investitionen ausreichend wachsen. Eine alternde Bevölkerung, hohe Abgabenbelastung, steigende Energie- und Standortkosten sowie komplexe Regulierungen erhöhen den Druck. Wachstum ist daher kein Selbstzweck, sondern Voraussetzung dafür, soziale Sicherheit, öffentliche Leistungen und wirtschaftliche Eigenständigkeit langfristig zu sichern.

Die Studie zeigt auch, dass öffentliche Meinung selten ideologisch konsistent ist. Viele Befragte sehen hohe Steuern, hohe Energiekosten und Bürokratie als Wachstumshemmnisse, unterstützen aber gleichzeitig stärker staatliche Lösungen. Diese Ambivalenz dürfte auch in Österreich anschlussfähig sein. Einerseits gibt es Kritik an Bürokratie, Abgaben und langen Verfahren. Andererseits wird bei wirtschaftlichen Problemen rasch nach staatlicher Unterstützung gerufen. Daraus folgt: Reformpolitik muss nicht nur erklären, was geändert werden soll, sondern auch, warum bestehende Strukturen Wachstum bremsen.



Für Österreich bedeutet das: Wachstumspolitik muss übersetzt werden. Weniger Bürokratie steht für schnellere Gründungen und Investitionen; wettbewerbsfähige Energiepreise für Produktion und Arbeitsplätze; Produktivität für mehr Wohlstand pro Arbeitsstunde durch Technologie, Organisation und Qualifikation.

Die wichtigste Lehre lautet: Wirtschaftliche Dynamik steht nicht gegen soziale Sicherheit, sondern schafft ihre Grundlage. Ein Land, das auf Stabilität und öffentliche Leistungen setzt, benötigt eine produktive Wirtschaftsbasis, um dieses Modell tragen zu können.

Die Studie liefert keine britische Sonderdiagnose. Sie zeigt, dass Wachstum in wohlhabenden Gesellschaften erklärt, begründet und erfahrbar gemacht werden muss. Für Österreich lautet die Frage daher, wie wirtschaftlicher Fortschritt bei Menschen, Betrieben und Regionen ankommt.

Institute of Economic Affairs (04/2026): [A Growth Mindset? Public understanding of British economic performance and attitudes to pro-growth policies.](#)



Prognosequalität: Trefferquote allein genügt nicht.

Prognosen gelten meist dann als gut, wenn sie möglichst genau eintreffen. In vielen Bereichen ist diese Logik plausibel: Eine Wetterprognose beeinflusst nicht das Wetter selbst. In der Wirtschafts- und Geldpolitik ist die Lage komplexer. Dort können Prognosen Entscheidungen auslösen, die das prognostizierte Ergebnis selbst verändern. Eine aktuelle Studie im Economic Journal zeigt, warum solche Rückkopplungen klassische Vorstellungen von Prognosequalität infrage stellen.

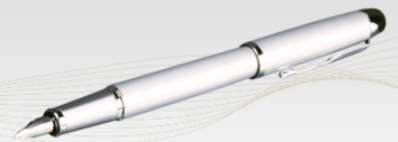
Die Autoren untersuchen ein strategisches Prognoseproblem. Ein Prognostiker erstellt eine Vorhersage, die von einem Entscheidungsträger genutzt wird, um eine politische oder wirtschaftliche Maßnahme zu setzen. Diese Maßnahme beeinflusst anschließend die Zielgröße, die ursprünglich prognostiziert wurde. Das zentrale Beispiel ist die Inflation: Eine Zentralbankprognose soll künftige Inflation vorhersagen, dient aber zugleich als Grundlage für Zinspolitik. Die Zinspolitik wirkt wiederum auf die spätere Inflation zurück.

Der zentrale Befund lautet: In solchen Feedback-Situationen können systematisch verzerrte Prognosen rational sein. Verzerrungen müssen nicht nur aus Irrationalität, schlechten Modellen oder Interessen entstehen. Wenn eine Prognose Reaktionen auslöst und diese unsicher sind, kann Bias selbst bei klassischer Fehlerbewertung optimal sein.

Der Mechanismus ist ein Bias-Variance Trade-off. Der Prognostiker weiß, dass seine Vorhersage eine Reaktion auslöst. Wenn diese Reaktion vollständig vorhersehbar wäre, könnte er sie in der Prognose exakt berücksichtigen. Dann gäbe es keinen systematischen Bias. In der Realität weiß der Prognostiker aber oft nicht genau, wie stark ein Entscheidungsträger reagiert. Eine Zentralbank kann etwa stärker oder schwächer auf eine Inflationsprognose reagieren, ein politisches Gremium kann uneinheitlich entscheiden, oder Maßnahmen können in ihrer Wirkung unsicher sein.

Eine stark informationssensitive Prognose kann daher volatile Reaktionen auslösen. Reagiert sie zurückhaltender, kann dies die Varianz des späteren Ergebnisses senken, erzeugt aber systematischen Bias. Die Verzerrung ist dann Teil einer rationalen Strategie in einem interaktiven Umfeld.

Die Studie verdeutlicht dies anhand sogenannter Greenbook-Inflationsprognosen der US-Notenbank. Diese internen Prognosen zeigen über längere Zeiträume systematische Verzerrungen, deren Vorzeichen sich im Zeitverlauf verändert. Die Abbildung im Artikel zeigt links gleitende Zehnjahresdurchschnitte der Prognosefehler für Vier-Quartals-Prognosen und rechts die Entwicklung der Mincer-Zarnowitz-Regressionssteigung, also des statistischen Zusammenhangs zwischen Prognose



und späterer Realisierung. Besonders auffällig ist, dass diese Steigung im Zeitverlauf stark schwankt, zeitweise nahe eins liegt, später aber deutlich abflacht oder sogar negativ wird.

Für Institutionen folgt daraus: Prognosen sollten nicht ausschließlich nach Trefferquoten beurteilt werden. Entscheidend ist auch, welche Entscheidungen sie auslösen und wie stabil diese Rückkopplungen sind.

Die Studie liefert damit eine präzise, aber weitreichende Einsicht. Prognosen in Wirtschaft und Politik sind nicht neutral wie Wetterberichte. Sie können Verhalten verändern, Erwartungen verschieben und politische Reaktionen auslösen. Wer Prognosen bewertet, muss daher fragen, ob sie eine passive Zukunft beschreiben oder eine Zukunft mitgestalten. Gerade dort, wo Prognosen handlungsleitend werden, ist Genauigkeit nicht nur eine statistische, sondern auch eine institutionelle Frage.

The Economic Journal (04/2026): [Forecasting with Feedback.](#)



Talentallokation: Warum faire Chancen wirtschaftliche Stärke fördern.

Wirtschaftliche Leistungsfähigkeit hängt nicht allein von Bildung oder Innovationsausgaben ab. Entscheidend ist auch, ob Fähigkeiten dort eingesetzt werden, wo sie den größten Beitrag leisten können. Ein Beitrag in Science argumentiert, dass strukturelle Barrieren in Bildung und Arbeitsmarkt diese Talentallokation behindern. Faire Zugänge sind damit auch ein Faktor für Produktivität, Innovation und Wachstum.

Ausgangspunkt ist die Entwicklung in den Vereinigten Staaten: Im Jänner 2025 unterzeichnete Donald Trump zwei Executive Orders, die Diversity, Equity and Inclusion Initiativen in der Bundesverwaltung sowie entsprechende Vorgaben für Bundesauftragnehmer zurückdrängen sollen. Der Beitrag stellt dem eine ökonomische Perspektive entgegen: Formal neutrale Auswahl ist nicht automatisch meritokratisch, wenn Herkunft, Geschlecht, Vorurteile oder Netzwerke Chancen weiterhin prägen.

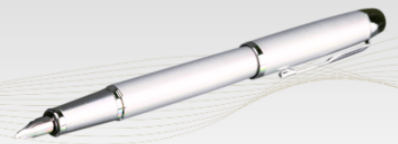
Eine Volkswirtschaft verliert Potenzial, wenn qualifizierte Menschen Berufe, Führungspositionen oder Gründungen nicht erreichen, obwohl sie dort produktiv wären. Meritokratie setzt daher voraus, dass Ausgangsbedingungen nicht systematisch darüber entscheiden, wer Leistung entwickeln und sichtbar machen kann.

Der Beitrag verweist auf Forschung zum US-Arbeitsmarkt. Eine Studie von Hsieh und Koautoren kommt zu dem Ergebnis, dass die bessere berufliche Zuordnung von Frauen und schwarzen Amerikanern zwischen 1960 und 2010 bis zu 40 Prozent des Wachstums des US-Bruttoinlandsprodukts pro Kopf erklären kann. Der Anteil weißer Männer unter Ärzten und Anwälten sank in diesem Zeitraum von 94 auf 60 Prozent.

Der Prozess ist nicht abgeschlossen. Eine weitere Verbesserung der Talentallokation hätte das US-Bruttoinlandsprodukt pro Kopf 2010 laut derselben Forschung um rund zehn Prozent erhöhen können. Sichtbar bleibt die Lücke auch im Unternehmertum: Selbst in Dänemark sind nur rund 25 Prozent der Unternehmer Frauen, und identische Geschäftsideen werden positiver bewertet, wenn Männer sie präsentieren.

Der Beitrag plädiert nicht dafür, jedes Diversitätsprogramm fortzuführen. Für allgemeine Diversity Trainings gebe es wenig belastbare Evidenz für fairere Auswahlverfahren. Entscheidend seien überprüfbare Maßnahmen: breitere Rekrutierungswege, transparente Kriterien und gezielte Zugänge zu Bildung, Forschung, Gründung und Aufstieg.

Für Europa und Österreich ist diese Perspektive relevant. Alternde Gesellschaften, Fachkräftebedarf, technologische Transformation und internationaler Wettbewerb erhöhen den Wert jedes ungenutzten



Talents. Wirtschaftliche Stärke hängt zunehmend davon ab, ob Fähigkeiten unabhängig von Geschlecht, Herkunft oder sozialen Ressourcen zur Entfaltung kommen.

Faire Chancen stärken Leistung und Wachstum.

Warum die Beseitigung struktureller Barrieren wirtschaftlich entscheidend ist.

1. Warum Talentallokation entscheidend ist

Wirtschaftliches Potenzial entsteht, wenn Fähigkeiten dort eingesetzt werden, wo sie den größten Beitrag leisten können.



Bildung & Kompetenzen



Einsatz im passenden Beruf / Unternehmen



Produktivität, Innovation, Wachstum



Meritokratie bedeutet nicht nur, nach Leistung auszuwählen, sondern allen die Chance zu geben, Leistung zu entwickeln und sichtbar zu machen.

2. Was die Evidenz zeigt: Fortschritte – aber weiterhin ungenutztes Potenzial

Beitrag zum Wirtschaftswachstum



40 %

des Wachstums des BIP pro Kopf in den USA zwischen 1960 und 2010 sind auf eine bessere berufliche Zuordnung von Frauen und schwarzen Amerikanern zurückzuführen.

Quelle: Hsieh et al.

Wandel in qualifizierten Berufen



94 % → 60 %

1960 waren 94 % der Ärzte und Anwälte weiße Männer. 2010 lag dieser Anteil bei 60 %.

Quelle: Hsieh et al.

Weiteres ungenutztes Potenzial



~10 %

Mehr BIP pro Kopf wären 2010 in den USA durch bessere Talentallokation noch möglich gewesen.

Quelle: Hsieh et al.

Unternehmertum



~25 %

Selbst in Dänemark bestehen nur rund 25 % der Unternehmer aus Frauen.

Quelle: Verschiedene Studien

3. Strukturelle Barrieren kosten Wirtschaftskraft



Vorurteile & Diskriminierung
Geschlecht, Herkunft oder Ethnie beeinflussen Chancen auf Bildung, Jobs und Aufstieg.



Netzwerke & Kapitalzugang
Eingeschränkte Kontakte und ungleicher Zugang zu Kapital behindern Gründungen und Karrieren.



Risikoverzerrungen
Investoren bewerten identische Geschäftsideen positiver, wenn sie von Männern präsentiert werden.



Zukunftsfelder unterrepräsentiert
Frauen sind in KI- und Machine-Learning-Berufen deutlich in der Minderheit und nutzen generative KI seltener.

4. Was wirkt? Evidenzbasierte Maßnahmen für bessere Talententscheidungen

Breitere Rekrutierung



Vielfältige Kanäle und gezielte Ansprache erweitern den Pool an qualifizierten Talenten.

Transparente Kriterien



Klare, überprüfbare Auswahlprozesse reduzieren Verzerrungen und erhöhen Fairness.

Ausgangsbedingungen berücksichtigen



Leistung entsteht unter verschiedenen Voraussetzungen – faire Verfahren gleichen strukturelle Unterschiede aus.

Förderung & Zugang



Bildung, Forschung, Gründung und Aufstieg gezielt ermöglichen und strukturelle Hürden senken.

Weiterbildung & Kompetenzen



Qualifizierung und lebenslanges Lernen sichern Teilhabe an technologischem Wandel.

★ Allgemeine Diversity Trainings zeigen wenig nachweisbare Wirkung. Entscheidend sind Maßnahmen, die Verhalten und Strukturen verändern.

5. Relevanz für Europa & Österreich



Alternde Gesellschaften
Jedes ungenutzte Talent wird zur knappen Ressource.



Technologische Transformation
Digitale und KI-Kompetenzen sind zentral für Wettbewerbsfähigkeit.



Internationaler Wettbewerb
Nur wer alle Talente einbindet, kann Innovation und Wohlstand langfristig sichern.



Bessere Rahmenbedingungen
Chancengerechtigkeit stärkt Produktivität, Unternehmensdynamik und Standortqualität.

6. Zentrale Erkenntnis



Faire Chancen sind kein Gegensatz zu Leistung – sie sind ihre Voraussetzung.

Wer strukturelle Barrieren abbaut, macht Leistung sichtbar, fördert Innovation und stärkt nachhaltiges Wachstum.

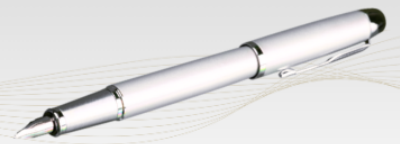
Eine gerechte Talentallokation ist damit eine der wichtigsten Wirtschaftsstrategien unserer Zeit.

Quelle: Locke et al. (04/2026): Nature Positive: halting and reversing biodiversity loss toward restoring Earth system stability. Frontiers in Science. <https://doi.org/10.3389/fsci.2026.1609998>

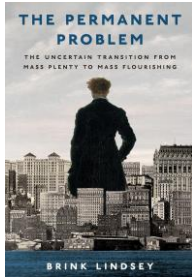
Faire Chancen stehen nicht im Gegensatz zu Leistung, sondern schaffen ihre Voraussetzung. Wer strukturelle Barrieren abbaut, macht Fähigkeiten sichtbar, fördert Innovation und stärkt langfristige Wettbewerbsfähigkeit und Wachstum.

Science (05/2026): [On the economic costs of ending DEI](#)



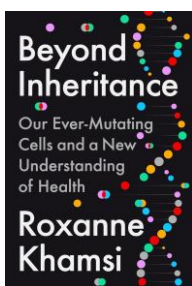


Bücher und Zeitschriften



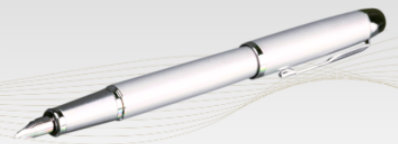
Brink Lindsey: *The Permanent Problem: The Uncertain Transition from Mass Plenty to Mass Flourishing*. Oxford University Press. 2026.

Die wohlhabenden Demokratien bieten heute mehr Freiheit, Gesundheit, Bildung und materielle Sicherheit als frühere Gesellschaften. Dennoch nehmen Zukunftssorgen, psychische Belastungen, soziale Distanz und Zweifel an der Demokratie zu. Brink Lindsey deutet diesen Widerspruch als Folge eines unvollendeten Übergangs: Der Kapitalismus habe breiten materiellen Wohlstand ermöglicht, müsse aber erst noch Bedingungen schaffen, unter denen ebenso viele Menschen ein erfülltes und gesellschaftlich eingebundenes Leben führen können. Lindsey beschreibt drei miteinander verbundene Herausforderungen: den Verlust persönlicher Bindungen und gemeinschaftlicher Zugehörigkeit, eine schwächer werdende wirtschaftliche Dynamik sowie politische Institutionen, die immer weniger in der Lage erscheinen, gemeinsame Lösungen zu entwickeln. Seine Antwort liegt nicht in der Abkehr von Marktwirtschaft und liberaler Demokratie, sondern in ihrer Weiterentwicklung: durch neue technologische Dynamik und durch stärkere Gemeinschaften im unmittelbaren Lebensumfeld. Das Buch verbindet ökonomische Analyse mit sozialphilosophischer Reflexion und stellt damit eine zentrale Zukunftsfrage: Wie kann Wohlstand wieder stärker in Zuversicht, Zugehörigkeit und gelingendes Leben übersetzt werden?



Roxanne Khamsi: *Beyond Inheritance: Our Ever-Mutating Cells and a New Understanding of Health*. Riverhead Books. 2026.

Unsere DNA wird häufig als stabiler Bauplan verstanden, der den Menschen von der Geburt bis zum Lebensende unverändert begleitet. Die Wissenschaftsjournalistin Roxanne Khamsi stellt dieses Bild grundlegend infrage: Unsere Zellen verändern ihr Erbgut fortlaufend, sodass der Körper aus genetisch unterschiedlichen Zellpopulationen besteht. Khamsi zeigt, wie evolutionäre Prozesse innerhalb unseres Körpers Gesundheit und Krankheit beeinflussen können. Mutierte Blutzellen können etwa das Risiko für Herz-Kreislauf-Erkrankungen erhöhen, während genetisch veränderte Leber- oder Immunzellen unter bestimmten Bedingungen Schutzwirkungen entfalten können. Aus dieser Perspektive ergeben sich neue Ansätze für Impfstoffe, Krebstherapien und ein differenzierteres Verständnis des Alterns. Das Buch macht damit eine medizinisch bedeutsame Erkenntnis zugänglich: Gesundheit wird nicht nur durch das ererbte Genom bestimmt, sondern auch durch jene genetische Vielfalt, die im Laufe eines Lebens in uns entsteht.



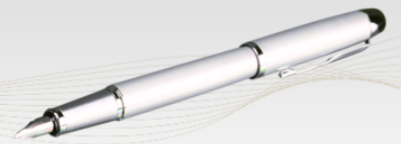
Eldar Sultanow: Vom Schlachtfeld bis zum Serverraum: KI im Krieg – Wie wir uns für die neue Art der Kriegsführung aufstellen müssen. Plassen Verlag. 2026.

Künstliche Intelligenz verändert militärische Konflikte grundlegend: Autonome Systeme identifizieren Ziele, Cyber-Agenten schützen oder attackieren digitale Infrastrukturen, und Entscheidungen können in einer Geschwindigkeit fallen, die menschliche Kontrolle herausfordert. Eldar Sultanow beschreibt, wie KI bereits heute in der Kriegsführung eingesetzt wird und welche sicherheitspolitischen Herausforderungen daraus für Europa entstehen. Im Zentrum steht die Frage, wie technologische Handlungsfähigkeit mit demokratischer Verantwortung verbunden werden kann. Sultanow plädiert für eine europäische Verteidigungskultur, die Innovation nicht den autoritären oder technologisch führenden Mächten überlässt, zugleich aber ethische Grenzen, Kontrolle und Rechenschaft wahrt. Das Buch macht deutlich, dass Europas Sicherheit künftig nicht nur von militärischer Ausstattung abhängt, sondern auch von der Fähigkeit, technologische Stärke mit den eigenen Werten zu verbinden.



Michael Heinisch: Die Kraft des Miteinander. So stärken Kooperationen Gesellschaft und Gesundheitssystem. Carl Ueberreuter Verlag. 2026.

Gesundheitssysteme verfügen über hohe fachliche Kompetenz, stoßen jedoch dort an Grenzen, wo Zuständigkeiten, Finanzierung und Versorgungsangebote zu wenig miteinander verbunden sind. Michael Heinisch stellt Kooperation daher nicht als moralischen Appell, sondern als Voraussetzung einer zukunftsfähigen Gesundheitsversorgung dar. Anhand konkreter Beispiele aus der Vinzenz Gruppe beschreibt er, wie integrierte Versorgung, digitale Technologien und wohnortnahe Angebote dazu beitragen können, Gesundheit stärker am Alltag der Menschen auszurichten. Zugleich erweitert das Buch den Blick über das Gesundheitswesen hinaus: Eine Gesellschaft, die von Individualisierung und Polarisierung geprägt ist, braucht Formen der Zusammenarbeit, die Verantwortung, Vertrauen und gemeinsamen Nutzen verbinden. *Die Kraft des Miteinander* zeigt damit, dass nachhaltige Versorgung nicht allein durch zusätzliche Leistungen entsteht, sondern vor allem durch die Fähigkeit, vorhandene Kompetenzen wirksam zusammenzuführen.



Podcasts



Mission Wertvoll. **Geoökonomie NEU DENKEN mit Christoph Hein.**

Internationale Wirtschaftsbeziehungen werden zunehmend von geopolitischen Interessen geprägt. Handel, Lieferketten und Rohstoffe sind nicht mehr nur Fragen wirtschaftlicher Effizienz, sondern auch Instrumente strategischer Einflussnahme. Im Live-Gespräch auf dem Sustainable Economy Summit ordnet der Wirtschaftsjournalist und langjährige Asien-Korrespondent Christoph Hein ein, welche Folgen diese neue Geoökonomie für Deutschland und Europa hat. Im Zentrum steht die Frage, wie wirtschaftliche Stabilität und strategische Handlungsfähigkeit gestärkt werden können, ohne internationale Offenheit und Kooperation aufzugeben. Die Episode zeigt damit, dass Wohlstand und Sicherheit künftig stärker davon abhängen, wirtschaftliche Verflechtung mit einem realistischen Verständnis globaler Machtverschiebungen zu verbinden.

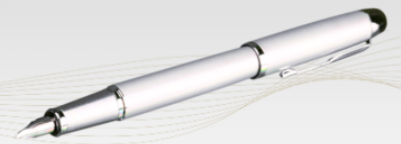
🔊 [Geoökonomie NEU DENKEN mit Christoph Hein](#)



The Guardian. **Red-light masks: can they really slow ageing?**

Geräte für Rotlichttherapie werden zunehmend für die Anwendung zu Hause angeboten und versprechen weniger Falten, Rötungen oder Akne. In der Episode erläutert der Dermatologe Jonathan Kentley, wie die möglichen Wirkungen von rotem Licht entdeckt wurden und über welche biologischen Mechanismen es auf die Haut wirken könnte. Im Zentrum steht dabei die Frage, ob Rotlicht Prozesse wie die Kollagenbildung tatsächlich beeinflussen und damit sichtbare Veränderungen des Hautbildes bewirken kann. Zugleich wird eingeordnet, welche Effekte wissenschaftlich bereits untersucht sind und wo kommerzielle Versprechen über die bisherige Evidenz hinausgehen. Die Episode zeigt damit, wie wichtig eine nüchterne Bewertung neuer Selbstanwendungen im Gesundheitsbereich ist: Technologische Innovation kann Potenziale eröffnen, ersetzt aber nicht den kritischen Blick auf Nutzen, Grenzen und medizinische Einordnung.

🔊 [Red-light masks: can they really slow ageing?](#)



Think Fast Talk Smart. **Hello, Stranger: Why Curiosity Beats Charisma Every Time.**

Viele Menschen wünschen sich stärkere soziale Beziehungen, halten sich im Alltag aber aus Unsicherheit zurück. Im Gespräch mit Matt Abrahams erklärt der Verhaltenswissenschaftler Nick Epley, warum Menschen häufig falsch einschätzen, wie offen andere für ein Gespräch, persönliches Interesse oder echte Verbindung sind. Diese Fehleinschätzung kann dazu führen, dass Begegnungen vermieden werden, die Wohlbefinden, Gesundheit und Zugehörigkeit stärken könnten. Epley zeigt, wie kleine Entscheidungen, etwa ein Gespräch zu beginnen, aufmerksam nachzufragen oder etwas persönlicher zu kommunizieren, soziale Nähe fördern können. Die Episode macht damit deutlich, dass ein gutes gesellschaftliches Miteinander nicht nur von großen Strukturen abhängt, sondern auch von der Bereitschaft, alltägliche Möglichkeiten zur Verbindung tatsächlich zu nutzen.

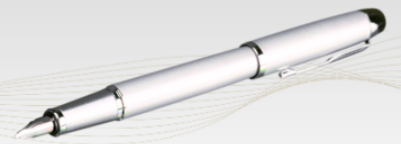
🔊 [Hello, Stranger: Why Curiosity Beats Charisma Every Time](#)



UCL Institute of Education. **Following a new generation to understand childhood and inequality.**

Wie wachsen Kinder in einer Zeit wirtschaftlicher Unsicherheit, digitaler Technologien und steigender Anforderungen an Familien auf? Im Gespräch mit Mark Quinn stellt Alissa Goodman die britische Langzeitstudie *Generation New Era* vor, die 30.000 im Jahr 2026 geborene Kinder über viele Jahre begleiten wird. Neue Formen der Datenerhebung, darunter regelmäßige digitale Kontakte mit Familien und die Auswertung von Videodaten, sollen ein differenzierteres Bild kindlicher Entwicklung ermöglichen. Die Episode zeigt zugleich, wie anspruchsvoll es ist, aktuelle gesellschaftliche Fragen aufzugreifen und dennoch Daten zu schaffen, die auch für künftige Entscheidungen relevant bleiben. Damit wird deutlich: Langzeitstudien sind nicht nur wissenschaftliche Projekte, sondern eine wichtige Grundlage dafür, Lebensbedingungen von Kindern früh zu verstehen und langfristig besser zu gestalten.

🔊 [Following a new generation to understand childhood and inequality](#)



Videos



Katholische Universität Eichstätt-Ingolstadt: **"Transformatives Wissen in Zeiten des Umbruchs": Fellow Lecture von Prof. Dr. Uwe Schneidewind.** (54 min)

Prof. Dr. Uwe Schneidewind, Transformationsforscher, Buchautor und ehemaliger Oberbürgermeister von Wuppertal, fragt, welches Wissen Gesellschaften in Zeiten technologischer, ökologischer und demokratischer Umbrüche benötigen. Er zeigt, warum Hochschulen Systemwissen mit Orientierung und praktischer Erprobung verbinden müssen, um nachhaltige Entwicklung und demokratische Resilienz zu stärken.

🕒 ["Transformatives Wissen in Zeiten des Umbruchs": Fellow Lecture von Prof. Dr. Uwe Schneidewind](#)



TED: **How Screens Stole Childhood — and How to Get It Back | Jonathan Haidt.** (43 min)

Der Sozialpsychologe Jonathan Haidt zeigt, wie Smartphones, soziale Medien und KI die Entwicklung Jugendlicher beeinflussen. Im Zentrum steht die Bedeutung realer sozialer Kontakte für psychische Gesundheit, Verbundenheit und ein gutes Aufwachsen.

🕒 [How Screens Stole Childhood — and How to Get It Back | Jonathan Haidt | TED](#)



TED: **How I Created OpenClaw, the Breakthrough AI Agent | Peter Steinberger.** | TED. (18 min)

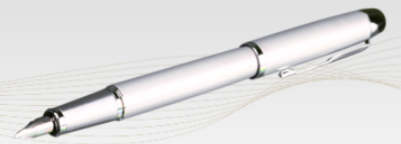
Peter Steinberger, Entwickler des Open-Source-Projekts OpenClaw, beschreibt den Moment, in dem sein KI-Agent erstmals selbstständig im Internet agierte. Er argumentiert, dass Agenten nicht nur leistungsfähigere Chatbots sind, sondern eigenständig Aufgaben ausführen und damit Arbeit, Entwicklung und Kreativität verändern können. Der Vortrag zeigt, welches Potenzial, aber auch welche neue Verantwortung mit autonom handelnder KI verbunden ist.

🕒 [How I Created OpenClaw, the Breakthrough AI Agent | Peter Steinberger | TED](#)



ACADEMIA
SUPERIOR
Gesellschaft für Zukunftsforschung

QUARTERLY



ACADEMIA SUPERIOR wird unterstützt von:



IMPRESSUM

ACADEMIA SUPERIOR – Gesellschaft für Zukunftsforschung
Johannes Kepler Universität Linz, Science Park 2
Altenberger Straße 69
4040 Linz
Tel: +43 732 2468 5050
E-Mail: office@academia-superior.at
www.academia-superior.at